

Baltische Bilder

Von

Hans Borst



Der Neue Geist-Verlag
Leipzig

Baltische Bilder

Von

Hans Vorst

Der Neue Geist/Verlag
Leipzig

Druck von G. Kreyfing in Leipzig

Inhaltsübersicht

	Seite
Vorbemerkung	1
Baltische Eigenart	3
Das Deutschtum als Privileg	15
Ein livländisches Gutshaus	27
Fasten und Ostergebräuche	38
Die geistlichen Herren	50
Weidmannsheil	60
Dorpat	71
Studentenleben	86
Aus Küche und Keller	98
Kinderglück	109
In einem kühlen Grunde	122

Vorbemerkung.

Die in diesem Buch gesammelten Schilderungen sind während des Weltkrieges, im Frühjahr 1916, entstanden und zuerst im Feuilleton des „Berliner Tageblatts“ veröffentlicht worden. Das zarische Rußland stand noch ungebrochen da. Düster erschienen die Aussichten des Deutschtums in den baltischen Provinzen, man konnte befürchten, daß es unter die Räder der Weltgeschichte geraten sei, und ich hatte bei der Arbeit wohl oft das ernste Gefühl, diese Blätter zu seinem Gedächtnis zu schreiben. Inzwischen ist, nach dem russischen, auch der deutsche Imperialismus zusammengebrochen. Es ist für alle offenkundig, was einsichtige Warner stets erkannt hatten, daß die Stellung des Deutschtums im baltischen Lande nicht durch einseitigen Machtspruch auf die Dauer geschützt werden kann, sondern nur durch ein neues Völkerrecht, das allen

nationalen Minderheiten ihren Platz an der Sonne sichert. Das baltische Deutschtum hat im Lauf der Jahrhunderte die schwersten Stürme überstanden. Möchte es auch aus den Prüfungen der Gegenwart ungebrochen und erneuert hervorgehen! Nur in der engen Beziehung zum deutschen Mutterlande kann es die Kraft zum Ausharren auf seinem schweren Außenposten finden. Die „baltischen Bilder“ würden gern dazu beitragen, diese Beziehung noch fester zu knüpfen.

Berlin-Wilmersdorf
im Januar 1919

Der Verfasser.

Baltische Eigenart.

In seinen vortrefflichen „Charakteren und Anekdoten“ erzählt Chamfort einen in mehr als einer Hinsicht bemerkenswerten Zug aus dem Zeitalter Ludwigs XVI. In einer Gesellschaft von Hofleuten wurde ein hübsches Witzwort zum besten gegeben, das aus Anlaß der vom Admiral de Grasse verlorenen Seeschlacht geprägt worden war. Ein Herr aus der Gesellschaft erhob nach einem Augenblick des Schweigens begeistert die Hände und sagte mit tiefem Ausdruck: „Wie sollte man nicht entzückt sein über Ereignisse, ja über Umwälzungen, die so reizende Worte hervorbringen?“ Man verfolgte diese Idee und prüfte alle Aussprüche und Lieder, die den Schicksalsschlägen der Geschichte Frankreichs ihre Entstehung verdankten. Das Lied über die Schlacht von Höchstädt wurde schlecht gefunden, und man sagte: „Ich bin be-

trübt über den Verlust dieser Schlacht: die Chanson taugt nichts.“

Diese Anekdote ist bezeichnend für die einzigartige Fähigkeit jener Zeit, einen bedeutenden Inhalt in eine leichte oder gar leichtfertige Form zu kleiden. Denn unter dem scheinbar frivolen Gewande verbirgt die kleine Geschichte aufs schärfste zugespitzt den Gegensatz zweier Weltanschauungen. Auch jetzt, wo die eine von ihnen ganz ausschließlich über die Erde zu herrschen scheint, wo die Völker Europas im Ringen um die politische Macht ihre Kräfte aufs äußerste anspannen, darf man sich doch in einer stillen Stunde daran erinnern, daß es noch eine andere Anschauungsweise gibt, die die Tragweite eines geschichtlichen Ereignisses nicht nach seiner politischen Bedeutung, das Gewicht eines Volkes nicht nach seiner äußeren Machtentfaltung mißt, sondern nach den geistigen, den kulturellen Werten, die es hervorgebracht hat. Man wird sich dann auch darauf besinnen, daß beides gar nicht immer miteinander Hand in Hand geht, und daß, zum Exempel, Deutschland gerade in der Zeit seiner politischen Zer-

splitterung auf den Gebieten der Dichtung, Philosophie und Musik Leistungen hervorgebracht hat, die nicht mehr zu übertreffen sind, weil sie das höchste menschliche Maß erreicht haben; und ihnen annähernd Gleichwertiges an die Seite zu stellen, ist dem halben Jahrhundert deutscher Macht noch nicht geglückt. Auch im gegenwärtigen Augenblick wird man nicht ganz zu vergessen brauchen, daß die Macht vergänglich ist, aber die geistigen Werte durch die Jahrtausende weiter wirken, wenn die Reiche, in denen sie entstanden, längst zersplittert und selbst die Völker schon verschwunden sind.

Solche Gedanken sind ein Trost, wenn wertvolle Institutionen und Pflegestätten einer hoch entwickelten Kultur von der Welle einer neuen Zeit hinweggespült werden. Wo sind sie hin, die Salons des XVIII. Jahrhunderts, die geistreichen Chevaliers, die weltgewandten Abbés? Sie waren unzeitgemäß geworden, wie die Klassen und Vorrechte, die sie repräsentierten und verschwanden, wie das Laub im Herbst, vor dem Sturm der Revolution. Aber der Geist, dessen Träger sie waren, lebt noch heute

in der Kunst und Literatur jener Zeit und wirkt weiter bis hinein in die Schöpfungen der französischen Gegenwart.

Es soll nicht mit politischem Maß gemessen werden, wenn ich auf diesen Blättern von Verhältnissen erzähle, die, wenn nicht alles täuscht, ein ähnliches Schicksal erleiden. Die wirtschaftlichen und politischen Bedingungen, auf denen die baltische Kultur erwachsen war, haben sich von Grund aus verändert, seit die baltischen Provinzen durch den Krieg aus ihrer jahrhundertelangen Weltabgeschlossenheit wieder mitten in den Strom des Weltgeschehens hineingerissen worden sind. Das besondere und gewiß in vieler Hinsicht reizvolle Gepräge, das die deutsche Kultur in den Ostseeprovinzen angenommen hatte, wird sich schwerlich in seiner bisherigen Gestalt erhalten lassen. Das Deutschtum in den baltischen Provinzen wird einen weit engeren geistigen und wirtschaftlichen Zusammenhang mit dem deutschen Mutterlande suchen, es wird sich ihm angleichen, es wird sich modernisieren und demokratisieren müssen. Und das bedeutet, daß die baltische Kultur in

Zukunft nicht mehr sein wird, was sie war. Aber das beste von ihrem Geiste wird, so darf man hoffen, auch hier in neuen Formen fruchtbar sein. In diesen Kapiteln soll noch einmal der Versuch gemacht werden, ein wenig von jenem feinen Hauche festzuhalten, der der baltischen Kultur eigen bis in die Gegenwart war.

In der That: es ist möglich, von einer baltischen Kultur zu sprechen, sofern die eigenartige Gestaltung des Lebens und der geistigen Physiognomie bei einer scharf umgrenzten Gruppe von Menschen diesen Namen rechtfertigt. Ein wenig *ancien régime*, ein wenig Biedermeier, gemildert durch die Vereinigung mit einem starken Zug von Schriftgelehrtheit und Aufklärungstendenz, die den Anschluß an die Gegenwart ermöglichte, — dies scheinen mir die Elemente zu sein, die, soweit wenige Worte es vermögen, die baltische Eigenart andeutend umschreiben.

Das Typische des *ancien régime* möchte ich darin finden, daß das Leben der baltischen Deutschen einen ausgesprochenen aristokratischen Charakter trägt, und zwar nicht deshalb, weil,

wie man vielfach glaubt, die meisten Balten Edelleute wären. Das zahlreiche Bürgertum trägt durchaus dasselbe Gepräge. Der Gegensatz von adlig und bürgerlich hat sich verwischt gegenüber dem stärkeren von deutsch und undeutsch. Das Deutschtum ist hier ein Privileg. Wer ein Deutscher ist, gehört zur herrschenden Klasse mit ihren Rechten und Pflichten, ist „vornehm“ und sich dessen tief bewußt, daß Vornehmheit verpflichtet. Ferner ist in dieser Hinsicht von Bedeutung, daß auch die meisten bürgerlichen Familien der Ostseeprovinzen schon alte Geschlechter sind, die auf eine Reihe von Generationen in Bildung und Wohlstand zurückblicken können, ihren „Stammbaum“, ihre „Chronik“ und ihre „Familientraditionen“ haben. Endlich haben auch die häufigen Ehen zwischen Adel und Bürgertum hier eine Rolle gespielt. Dieser aristokratische Charakter der baltischen Gesellschaft äußert sich in einer exklusiven Lebenshaltung, in einer ausgesprochen konservativen Geschmacksrichtung, in liebevoller Pflege der alten Traditionen, in dem lebendigen und selbstverständlichen Gefühl des Ein-

zeln, die bevorzugte Stellung, die er inne hat, durch seine Lebensführung bis in Kleinigkeiten hinein rechtfertigen zu müssen, und nebenbei auch in der Selbstverständlichkeit der „guten Kinderstube“. Ein lebhafter Korpsgeist verbindet im allgemeinen die Glieder der baltischen Gesellschaft und gibt ihnen einen starken moralischen Halt. Verbunden ist freilich damit auch hier, wie in anderen Gebilden aristokratischer Struktur, eine starke Neigung zu Strenge und Unduldsamkeit in bezug auf die Handlungs- und Anschauungsweise ihrer Mitglieder. Dies „tut man“, und jenes „tut man nicht“, so „denkt man“ und anders nicht. Dies gilt nicht für die Erscheinungen individueller Natur. Für sich selbst, für seine Liebhabereien und Lebensgewohnheiten ist dem Einzelnen viel Freiheit gelassen, und „Originale“ waren stets zahlreich und wurden verständnisvoll geschätzt. In allem Sozialen aber förderte man rücksichtslos Gebundenheit, und man hatte die Möglichkeit des stärksten Druckes, da es keine andern Kreise und Schichten gab, in die der Andersdenkende ausweichen konnte.

Und so entstand für manchen unbotmäßigen Geist das Gefühl unerträglicher Enge, und er entzog sich wohl dem Druck, indem er, die Liebe zur Heimat im Herzen, seinen Stab nach Osten oder Westen weiter setzte.

Der Biedermeierzug läßt sich begrifflich nicht so deutlich auseinandersetzen. Er muß mit dem Gefühl, aus der Anschauung heraus erfaßt werden und wird sich aus manchen Details ergeben, von denen ich später berichten will. Er beruht jedenfalls auf einer gewissen breiten Behaglichkeit des baltischen Lebens. Das Geld hatte dort einen höheren Wert als in Westeuropa, die Lebensmittel waren bedeutend wohlfeiler, der Konkurrenzkampf zeigte noch längst nicht die Schärfe wie im Deutschen Reich, und die Menschen hatten daher im allgemeinen mehr Zeit. Das färbt auch auf das Geistige ab, bestimmt in gewissem Grade den Geschmack in literarischen Dingen, begünstigt die Vorliebe für manche, ein wenig altertümliche, aber hübsche und gemütvolle Gebräuche und beeinflusst namentlich das Familienleben, das in den baltischen Provinzen noch meist denselben Cha-

rakter trägt wie im Deutschland der guten alten Zeit. Da werden noch die Romane des alten Sir Walter Scott gelesen, da pflegt man noch die Liebhaberei für Memoiren, Briefliteratur und umfangreiche Biographien, da hat man noch Zeit, diese Werke bei gemeinschaftlicher Lektüre im Familienkreise zu genießen, da stehen die feinen und zierlichen Handarbeiten früherer Tage noch in Ansehen, die erwachsenen Töchter bleiben bis zu ihrer Verheirathung meist im Hause und sticken nadelstark an ihrer Aussteuer, da blüht noch die zwanglose Gastfreiheit — fast wie vor fünfzig oder hundert Jahren.

Doch wäre es verfehlt, aus solchen Zügen auf eine gewisse altväterliche Schwerfälligkeit oder Rückständigkeit zu schließen. Das wird durch das außerordentlich rege geistige Leben verhindert, das in den baltischen Provinzen herrscht. Da die politische Betätigung lange Zeit hindurch infolge der Ungunst der Verhältnisse unterdrückt wurde, so wandten sich die Balten mit um so größerer Lebhaftigkeit den geistigen Bewegungen zu, die ihnen meist aus

Deutschland und dem Westen kamen. Die Pflege dieser Interessen lag in guten Händen. „Literaten“ nennen sich die baltischen bürgerlichen Familien, deren männliche Glieder oft seit vielen Generationen akademische Bildung genießen und aus denen zuweilen schon seit Jahrhunderten die Vertreter der gelehrten Berufe im Lande hervorgehen, die Pastoren, Professoren, Lehrer, Ärzte, Juristen. So hat denn Vererbung und Auslese in vielen dieser Geschlechter die Entstehung einer feinen geistigen Kultur begünstigt, die es erklärt, daß die Balten seit langem in der deutschen Gelehrtenwelt eine überraschend große Zahl von Vertretern zählen, deren einige stets zu den glänzendsten Namen zu gehören pflegen.

Aber auch der baltische Adel hat einen starken Anteil an dieser traditionellen Schriftgelehrtheit. Es gibt natürlich weit weniger Güter als Edelleute, und die jüngeren Söhne pflegen die Universität Dorpat zu beziehen und, seit die Russifizierung der Verwaltung ihnen die heimatliche Beamtenlaufbahn verschlossen hat, sich den gelehrten Berufen zu widmen.

Auch für den Gutsbesitzer gehört es im allgemeinen zum guten Ton, sich eine akademische Bildung anzueignen, ehe er seine Güter übernimmt. Wer nicht über die Tertia hinauskommt, setzt sich der Gefahr aus, sein lebenslang mitleidig belächelt zu werden.

So ist in gewissem Sinne in den Ostseeprovinzen Intelligenz „gezüchtet“ worden, und im Resultat gibt es tatsächlich unter den Balten verhältnismäßig sehr viele „intelligente“ Menschen, wie jeder bestätigen wird, der Gelegenheit gehabt hat, häufig mit ihnen in Berührung zu kommen. Auch die Frauen verfügen oft über eine ungewöhnlich tiefe und gründliche Bildung. Die Frau eines deutschen Gelehrten sagte mir lächelnd, als sie erfuhr, daß ich über die Ostseeprovinzen schreiben wollte: „Dann dürfen Sie auch nicht vergessen zu sagen, daß die baltischen Damen immer so ‚hoch‘ sprechen.“ Die Rehrseite liegt in einem gewissen, zuweilen ein wenig betonten Selbstbewußtsein, das dazu beigetragen hat, daß die Balten wohl gelegentlich als „arrogant“ bezeichnet oder geschildert werden. Während

des Weltkrieges sagte einmal in den Spalten einer vielgelesenen Zeitung ein junger Kurländer unbefangen über die Ostseeprovinzen: „Es wird weniger gearbeitet, aber sicher ebensoviel geleistet wie in Deutschland“, ein Ausspruch, der bei manchem Leser ein Lächeln hervorgerufen haben mag. Aber solche Dinge sind natürlich nicht tragisch zu nehmen. Und so mancher reichsdeutsche Gelehrte, der in früheren Jahren in Dorpat gewirkt hat, denkt gern und herzlich an diese Zeit, an die baltischen Freunde und an das schöne und rege geistige Leben zurück, das sich in der kleinen und eigenartigen Universitätsstadt entfaltete. Ich werde in einem späteren Kapitel ausführlicher davon erzählen.

Das Deutschtum als Privileg.

Andere Völker mit alter und umfangreicher kolonialisatorischer Vergangenheit mögen ähnliche Erfahrungen gemacht haben. Für uns sind die Verhältnisse in den Ostseeprovinzen dadurch einzigartig, daß Jahrhunderte hindurch es hier die Deutschen, und nur diese, waren, die die Herrschaft im Lande inne hatten. Wer immer sonst noch an der Macht Anteil haben wollte, mochte er Schwede oder Russe sein oder sich aus der Mitte der unterworfenen estnischen und lettischen Bevölkerung zu einer besseren sozialen Position heraufgearbeitet haben, mußte sich germanisieren lassen. So kam es, daß die Begriffe „der Deutsche“ und „der Herr“ im Laufe der Zeit miteinander fast identisch werden konnten.

Diese bevorzugte Stellung des Deutschtums hat unter anderem auch in der Sprache der indigenen Bevölkerung einen interessanten Nie-

derschlag gefunden. Die Ritter, Priester und Kaufleute, die im 13. Jahrhundert das Land eroberten und kolonisierten, waren dem Stamme nach hauptsächlich Niedersachsen gewesen. Dadurch erklärt es sich, daß „Sachse“ — saks — der estnische Ausdruck für den Deutschen ist, und saksama — „Sachsenland“ — Deutschland bedeutet. Zugleich aber bezeichnet dasselbe Wort saks eine Person von höherem Stande und insbesondere den „Herrn“ und die Mehrzahl saksad die Herrschaft. „Sind die Sachsen zu Hause?“ fragt man bei einem Besuch den estnischen Dienstboten, der einem die Thür öffnet. Diese Begriffsverschiebung geht so weit, daß man einen Russen in estnischer Sprache einen russischen Sachsen, wene-saks, nennen kann, wenn man zugleich damit zum Ausdruck bringen will, daß er eine Person von Rang und Stand ist. Im Gegensatz dazu bedeutet das verächtliche Wort kadaka-saks einen Halbdeutschen, das heißt einen Esten, der gern für einen Deutschen gelten will. „Sachsensprache und Silbergeld gilt in der ganzen Welt“, heißt ein estnisches Sprichwort, das dem unbe-

schränkten Ansehen des Deutschtums seine Entstehung verdankt. Weniger schmeichelhaft kommt dieses Respektsverhältnis zum Ausdruck, wenn der Bauer mit den Worten „der saks kommt“ seine unartigen Kinder einzuschüchtern sucht. Das Deutsche ist zugleich zum Inbegriff des Höheren und Feineren und Anspruchsvollen geworden. „Du saks“ sagt der Estte zu einem Menschen, der wählerisch im Essen ist, das „sächsischste“ Sattelzeug bedeutet das zierlichste, schönste in der Gegend.

Das umgekehrte Verhältnis tritt in einer Reihe von Gebräuchen und Anschauungen der baltischen Deutschen klar zutage. Wir Deutschen waren doch sonst allzu geneigt, es „hübsch“ oder „apart“ zu finden, wenn jemand unsere Muttersprache mit fremdländischem Klange sprach, mindestens aber waren wir stets überaus tolerant dagegen. Spricht aber jemand das Deutsche mit estnischem oder lettischem Akzent, so klingt das dem baltischen Ohre ungebildet und unwiderstehlich lächerlich. Man nennt das dann kurzerhand das „Knotendeutsch“, auf dessen komische Wirkung sich sogar schon

eine ganz ansehnliche humoristische Literatur aufgebaut hat, die für den Nichtbalten allerdings kaum verständlich ist. Trifft dagegen ein Balte etwa auf Reisen mit einem Unbekannten zusammen, der das Deutsche mit dem „richtigen“ baltischen Dialekt der guten Kreise spricht, so wird er ihn schon dadurch für gesellschaftlich genügend legitimiert halten.

Der Balte ist ferner natürlich bemüht, fremde Sprachen so gut wie möglich zu sprechen. Nur den Sprachen der eigenen eingeborenen Bevölkerung gegenüber tritt sein Herrengefühl wiederum darin zutage, daß er selten daran denkt, sich diese Mühe zu nehmen. Die Balten sprechen natürlich die Landessprache, lettisch oder estnisch, sehr geläufig, da sie sie ja schon von klein auf bei ihren indigenen Kinderwärterinnen und Dienstboten lernen. Ohne sich aber dessen bewußt zu sein, behandeln sie dabei meist sowohl die Aussprache als die grammatischen Regeln mit souveräner Gleichgültigkeit. Lichtenberg hat die feine Bemerkung gemacht, es gehöre ein wenig Eitelkeit dazu, um eine fremde Sprache vortrefflich sprechen zu lernen. Dem Balten

fehlt hier dieser Antrieb. Denn diese Sprachen zu beherrschen ist keine Ehre, sondern ein Bedürfnis. Eine Ausnahme bilden, soweit ich unterrichtet bin, fast nur die Pastoren. Bei ihnen haben die Anforderungen der Seelsorge und die besonders enge Berührung mit der Landbevölkerung eine gute Tradition hervorgerufen, die Sprache, in der sie zum Volke zu predigen haben, mit größter Vollendung zu handhaben.

Diese Verhältnisse sind eigenartig genug, um vielleicht auch noch für einige weitere Belege auf Interesse rechnen zu dürfen. Der Balte betrachtet die deutsche Sprache durchaus als ein Vorrecht der herrschenden Klasse. Aus diesem Grunde lehnt er es ab, mit seinen lettischen oder estnischen Dienstboten deutsch zu sprechen, selbst wenn diese durch ihren jahrzehntelangen Aufenthalt in deutschen Häusern die Sprache schon ganz gut beherrschen gelernt haben. Sie mögen sich des Deutschen untereinander bedienen, mit der Herrschaft müssen sie estnisch oder lettisch sprechen, weil das ihrem niederen Stande entspricht.

Pantenius erzählt in feinem Buch „Aus den Jugendjahren eines alten Kurländers“, daß der Leiter eines Lehrerseminars die jungen Letten, die er zu Volksschullehrern erziehen sollte, ganz bewußt mit deutschem Geiste erfüllte. Dies erregte aber bei den baltischen Deutschen bald Ärgernis, denn man sah darin „eine Anleitung zu Dünkel und Überhebung“.

Es ist nicht richtig, aus solchen Dingen gegen die Balten den Vorwurf blinden Hochmuts abzuleiten, der die Gegensätze verschärft und dadurch eine Germanisierung der Bevölkerung unmöglich gemacht habe. Der Zuzug neuer Kräfte aus Deutschland war zu spärlich, die deutsche Oberschicht im Lande selbst zu wenig zahlreich, um an eine erfolgreiche Germanisierung denken zu können. Im Gegenteil haben sich die Balten im Laufe der Jahrhunderte ihr Deutschtum nur dadurch erhalten können, daß sie sich durch eine soziale Mauer von der einheimischen Bevölkerung schieden. Diese Verhältnisse waren historisch bedingt und wurden vielfach von den an das Dienen gewöhnten Letten und Esten gefördert. Ich

möchte mich wieder auf Pantenius berufen, der den Eindruck eines sehr unparteiischen Zeugen macht. Er sagt: „Im allgemeinen hatten die Letten unter dem Herrenhochmut der Deutschen doch viel zu leiden gehabt. Trotzdem konnten wir unseren Leuten gar nicht aristokratisch genug sein, und sie taten ihrerseits alles, um die ohnehin schon große soziale Scheidewand, die uns von ihnen trennte, noch zu vertiefen. Wenn wir recht herrisch auftraten, war es ihnen gerade recht.“

Dennoch wäre die Auffassung irrig, als hätten die Balten ihre Untergebenen, weil sie von anderem Stamme waren, besonders hart oder gleichgültig behandelt. Der Gegensatz war durchaus sozialer Natur und ursprünglich nicht schärfer, als er auf derselben Stufe in Ländern mit national einheitlicher Bevölkerung auch zu sein pflegt. Im Gegenteil ist den Balten meist eine lebhafte Zuneigung und Anhänglichkeit zu dem lettischen und estnischen Landvolk eigen, baltische Pastoren und Gelehrte haben sich um die Sprache, Literatur und Kultur der beiden einheimischen Völker ver-

dient gemacht, die baltische Ritterschaft hat die Leibeigenschaft fast ein halbes Jahrhundert früher aufgehoben, als es im russischen Reich geschah, und dazu beigetragen, den Bauern schon längst die allgemeine Schulbildung zu erschließen, die dem russischen Volke noch bis heute fehlt. Auch berichten baltische Schriften und Erinnerungen übereinstimmend von dem außerordentlich innigen und treuen Verhältnis, das in den Ostseeprovinzen häufig zwischen Herren und Dienern bestand. Erst in jüngster Vergangenheit sind die alten Dienstboten, die jahrzehntelang demselben Hause treu blieben, dem Zuge einer neuen Zeit entsprechend, seltener geworden. Auch die drei baltischen Provinzen konnten dem sozialen Kampf, der die Welt erfüllt, nicht entgehen, und es war unvermeidlich, daß hier der Gegensatz der Klassen um so schärfer empfunden wurde, als nationale Verschiedenheit ihn im Bewußtsein der Unterschicht betonte und hervorhob.

Die Entstehung eigentümlicher Verhältnisse wurde auch dadurch begünstigt, daß die Umstände für die Ostseeprovinzen ein Sonder-

dasein mit sich brachten und einen engen Anschluß sowohl nach Osten wie nach Westen verhinderten.

Mit Deutschland fühlte man sich durch seine Abstammung, seine Muttersprache und durch den gesamten Inhalt und Charakter der Geistesbildung verbunden. Trennend wirkte die demokratischere Gestaltung des deutschen Lebens und namentlich die politische Zugehörigkeit zum russischen Reich. Auch im baltischen Sprachgebrauch war Deutschland das „Ausland“ geworden. Und war der Balte „ins Ausland“ gereist, so wurde er hier meist für einen Russen gehalten und verwundert gefragt, wie es komme, daß er das Deutsche so gut beherrsche. Die meisten Balten pflegten sich über die Unkenntnis und Gleichgültigkeit des deutschen Mutterlandes, die sich in solchen Fragen zeigte, zu ärgern und heftig dagegen zu protestieren. Einige aber bewiesen ihre deutsche Art und Sitte gerade dadurch, daß sie sich ganz gerne ein wenig als Ausländer „interessant machten“ und nun in Deutschland die Russen spielten. Schon Heinrich Heine hat

mit seiner glänzenden Beobachtungsgabe diese deutsche Schwäche einiger Balten vermerkt und mit derbem Spotte abgetan. In seiner „Reise von München nach Genua“ erzählt er von einem Livländer, der sich als Russen aufspielen wollte, und schließt mit den Worten: „Und wahrlich, wenn irgend ein Deutschrusse, wie mein livländischer Reisegefährte, prahlerisch patriotisch tut, und von unserem Rußland und unserem Dibiß spricht, so ist mir, als hörte ich einen Hering, der das Weltmeer für sein Vaterland und den Walfisch für seinen Landsmann ausgibt“.

Diese Schwäche bildete aber, wie gesagt, keineswegs die Regel und praktisch war sie bedeutungslos. Denn Tatsache ist, daß die Balten ihr Deutschtum mit erstaunlicher Zähigkeit festgehalten haben. Verhältnismäßig wenige haben sich russifizieren lassen und zwar nur solche, die aus den heimatlichen Provinzen ausgewandert waren und deren Kinder und Enkel den fortgesetzten Einflüssen der russischen Umgebung erlegen sind. Im baltischen Lande selbst ist das Deutschtum trotz aller Russifizierungs-

versuche unverfehrt geblieben. Ja, man kann sagen, daß das Verhältnis der Balten zu Rußland in direkter Abhängigkeit davon stand, wie weit der gerade herrschende Regierungskurs das deutsche Volkstum und die evangelische Religion unangetastet ließ.

Im allgemeinen spielten im Gefühlsverhältnis des Balten zum russischen Staat die überkommenen Vorstellungen von Vasallentum und Loyalität stets eine große Rolle, und man war gern bereit, dem Kaiser zu geben, was des Kaisers ist, um so mehr, als man sich sehr wohl unter russischer Herrschaft fühlte, solange man in Ruhe gelassen wurde. Sobald aber wieder eine Periode verschärfter Russifizierung und Religionsverfolgung einsetzte, konnte sich die Vasallentreue leicht in ingrimmigen Haß verwandeln, der allen aus Petersburg verordneten Maßregeln einen passiven, aber unbeugsamen Widerstand entgegensezte. Dieser Haß wurde dann auch auf das russische Volk übertragen, das man nicht kannte und nach den oft minderwertigen Elementen zu beurteilen geneigt war, die sich zu nationalistischen Zwecken

in die Grenzmarken schicken ließen. Kamen wieder bessere Zeiten, war die Gefahr vorüber, durften die deutschen Schulen wieder eröffnet werden und wurde von neuem Gewissensfreiheit gewährt, so besserte sich auch wieder das Verhältnis zum russischen Staat, man kehrte wieder zur alten Untertanentreue zurück und lieferte so eine lebendige Widerlegung nationalistischer Politik.

Immer aber blieb ein Gefühl der Fremdheit, wie denn auch umgekehrt der Balte im russischen Reich nie als Russe, sondern stets als „njemez“, als Deutscher betrachtet wurde.

So war man ganz auf sich selbst gestellt. Man fühlte sich als Deutscher und war doch in Deutschland nicht heimisch, man war russischer Untertan und doch ein Fremder im russischen Reich. Aus dieser Quelle stammt das enge Zusammengehörigkeitsgefühl, das die Balten untereinander verbindet und die leidenschaftliche Liebe mit der sie an ihrer Heimat, ihrer Scholle hängen.

Ein livländisches Gutshaus.

Das Rittergut, das ich etwa Anfang der neunziger Jahre kennen lernte, hätte mit seinen weiten Wäldern und Wiesen und mit seinen sehr ausgedehnten, aber völlig ungenutzten Torfmooren nach reichsdeutschen Begriffen als eine sehr beträchtliche Besizung gegolten. Aber es lag weitab von jeder Bahnverbindung, und von der alten Universitätsstadt Dorpat hatte man noch über 60 Werst mit Pferden zurückzulegen. Mit eigenen Pferden natürlich. Alle baltischen Autoren stimmen darin überein, daß es zur Eigenart des Landes gehört, mit eigenen Pferden zu fahren. Und wer wirklich keine besitzen sollte, der fährt eben mit den eigenen Pferden seiner Freunde. Einen Gast über siebenzig Kilometer weit mit seiner Equipage abholen zu lassen, wird keineswegs als etwas Außergewöhnliches betrachtet.

Röstlich und nervenberuhigend waren diese weiten Fahrten durch das leichtgewellte, seenreiche Land. Da spürte man noch nichts von dem hastigen Treiben der Zeit, im behaglichsten Trott ging es durch endlose Roggenfelder, blaublühenden Flachs und dunklen Tannenforst mit dichtem Unterholz. Außer in der Übergangszeit des Frühlings und Herbstes waren die Wege gut, zuweilen sogar, wie der alte Kutscher beruhigend versicherte: „wie 'n Brett, wie 'n Tisch, wie 'n Billard.“ Aber die Pferde mußten auf den weiten Touren geschont werden, und regelmäßig gönnte man ihnen um die Mittagszeit eine längere Rast in einem Krüge, der etwa in der Mitte der Strecke lag. Unvergeßlich ist diese Ruhestunde im Honoratiorenzimmer, dessen weltabgeschiedene Stille um so eindringlicher wirkte, als einem noch das stundenlange Pferdegetrappel im Ohre lag. Die Fenster gingen unmittelbar auf einen Heuschlag hinaus, auf dem die Mittagssonne stimmerte. Ab und zu klang das Knarren des altertümlichen Ziehbrunnens oder der gelangweilte Laut einer schläfrigen Henne herein.

Sonst war es so still, daß man draußen die Käfer brummen und die Grillen zirpen hörte.

So brauchte man seine sieben oder acht Stunden, bis endlich das langgestreckte Gutshaus sichtbar wurde, das nach baltischer Sitte auf einer kleinen Anhöhe lag. Aber selbst in völlig flachen Gegenden sagt der Este, wenn er auf den Hof geht, einfach: „Ich gehe zu Berge,“ als eine Erinnerung an ferne, rauhere Zeiten, wo das Herrenhaus noch als Zwingburg das Land überragte. Die wichtigsten Wirtschaftsgebäude, Kuh- und Pferdeställe, Riege und Kleete, wie man dort den Kornspeicher nennt, bildeten um das Gutshaus ein weites, offenes Viereck, das gegen die Straße durch eine herrliche, hohe Fliederhecke abgeschlossen war. Hinter dem Hause lag dann der Garten und der Park mit schöner Aussicht auf den nahen bewaldeten See. Während sich dort auf der Moosbank unter der alten Eiche der Ankömmling vor allem gründlich stärken mußte, erzählte wohl der greise Gutsherr von seiner Jugendzeit, wo statt der Fliederhecke noch hohe Palisadenzänne wegen der Raubtiergefahr das ganze Anwesen

umgaben, und man an jedem Winterabend die Wölfe draußen heulen hörte.

Der alte Herr war trotz seiner hohen Jahre noch sehr rüstig, bis auf das verfluchte Podagra, das er seinen Barometer nannte, weil es ihm vor jedem Witterungsumschlag besonders zu schaffen machte. Diese „vornehme“ Krankheit des achtzehnten Jahrhunderts gab es nämlich in den Ostseeprovinzen noch bis vor kurzem, wie sich denn auch die „Grippe“ und das „Wechselfieber“ hier noch sehr lange erhalten haben, bis sie sich endlich doch als Influenza und Malaria modernisieren mußten.

Aber das Podagra hinderte den alten Herrn keineswegs, die Wirtschaft noch immer selbst zu leiten. Unter einigem Stöhnen und Fluchen bestieg er noch täglich seine Schimmelstute und ritt auf die Felder, um nach dem Rechten zu sehen. Er stammte natürlich noch aus der alten Schule, war aber mit klugem Blick für zeitgemäße Reformen manchem Jüngeren in der Anwendung neuer Methoden und Maschinen zuvorgekommen. Namentlich die Bauern der Gegend waren ihm zu Dank verpflichtet,

weil er durch Belehrung und unermüdlisches Beispiel endlich auch ihr Widerstreben gegen jede Neuerung überwunden hatte. Er konnte sehr ergötlich davon erzählen, wie schwer es gewesen war, sie von ihrem zähen Mißtrauen gegen alles, was Kunstdünger hieß, zu befehren.

Auch auf der Jagd stand der alte Herr noch seinen Mann. Auf Auerhahnbalz und Jungwildjagd und ähnliche Vergnügungen, wo man gut zu Fuß sein muß, hatte er freilich verzichtet. Aber für den Schnepfenstand und, im Winter, für den eingekreisten Fuchs, da war er noch zu haben. Und im Herbst verstand er auch noch manchen Hasen vor den Hunden zu schießen. Denn keiner kannte natürlich, wie er, jeden Hasenwechsel im Walde. Dann fuhr er mit der Reitdroschke hinaus. Das ist ein eigentümliches, langgestrecktes Fuhrwerk, das auch auf den verzweifeltsten Waldwegen nicht versagt. Seine einzige Federung besteht in einem langen gepolsterten Brett, auf dem die Herren rittlings Platz nehmen. Auf irgend-einer Schneise ließ der alte Waidmann halten,

ging schweren Schritts eine kleine Strecke weit in den Wald, setzte sich dort auf seinen Sitzstoc, den er stets bei sich führte, und gab Befehl, die Hunde loszukoppeln. Dabei sagte er wohl: „Ich geh' ja nicht her, um noch vor dem Tode einen Hasen mehr zu schießen. Ich will nur mal wieder eine schöne Krauja hören (das Geläut der jagenden Hunde). Wenn er aber gerade hier vorbeikommt, dann knall ich ihn herunter.“ Und meistens kam er gerade vorbei, und der alte Herr brachte ihn zur Strecke, ohne auch nur von seinem Sitzstoc aufzustehen.

Die Frau des Hauses, eine noch im Alter graziöse und bewegliche Dame mit immer noch dunklem Haar, war stets in geschäftiger Thätigkeit. Sie war eine vortreffliche Hausfrau und kümmerte sich nach wie vor um alle Kleinigkeiten der umfangreichen Wirtschaft im Hause und im Garten. Auch Armen- und Krankenpflege gehörte zu ihrem Gebiet, und die Bauern und Landarbeiter pflegten sich immer zuerst an sie zu wenden, ehe der ziemlich entfernt wohnende Arzt in Anspruch genommen wurde. Das

kindliche Vertrauen, das die Leute zu ihrer Heilkunst hatten, leistete dabei oft bessere Dienste als die Hausapotheke. Wenn irgend ein altes Weiblein über so absonderliche Leiden jammerte, daß jede Diagnose daran zu schanden wurde, dann verordnete die alte Dame wohl zur Beruhigung zunächst irgendein harmlos gefärbtes Wasser, und es ereignete sich öfter, daß das Mütterchen dann am andern Tage freudestrahlend herangehumpelt kam und händeküssend versicherte, die „Medizin“ habe ihr alle Leiden „wie mit der Hand weggenommen“.

Diese mannigfaltige Thätigkeit ließ aber der alten Dame immer noch Zeit, eine edle Hausmusik zu pflegen. Bis in ihre hohen Jahre hatte sie sich eine bemerkenswerte Klaviertechnik bewahrt und bereitete dadurch sich und ihren Gästen manche schöne Stunde.

Die beiden alten Herrschaften waren leidenschaftliche Kinderfreunde, und fast zu jeder Zeit des Jahres war eine muntere Schar verwandter Jugend bei ihnen zu Gast, von der sie meist „Großonkel“ und „Großtante“ genannt wurden. Der Aufenthalt auf dem Gut war

für die Kinder ein Paradies. Nur Sonntag vormittags gab es eine bang erwartungsvolle Stunde. Denn da pflegte der Großonkel stets eine Predigt vorzulesen und verlangte, daß die größeren Kinder mit dabeiblieben, was namentlich bei schönem Wetter und Sonnenschein eine harte Prüfung bedeutete. Denn man hätte doch inzwischen so schön am See auf Barsche angeln oder mit dem Pusterohr oder dem Katapult in der Fliederhecke den Spazien nachstellen können, die einem später als Extragericht gebraten vorgesetzt wurden, wenn man wirklich einen erlegt hatte. Oder man hätte sich ein wenig im Wagenschauer (die „Remise“ kannte man nicht) herumtreiben können, wo es so prächtig nach Leder roch und die langen Peitschen hingen und noch die alte Reisekutsche stand, in der der Großonkel, als er noch jung war, in Begleitung seiner Eltern „ins Ausland“ gefahren war, natürlich „mit eigenen Pferden“. Auf alle diese köstlichen Dinge mußte man nun am Sonntag vormittag verzichten, das wußte man schon. Es kam aber doch noch sehr darauf an. Denn

der Großonkel hatte zwei Predigtbücher, von denen das eine dick, aber das andere leider noch bedeutend dicker war. So beobachtete denn die muntere Kinderschar mit einigem Herzklopfen, nach welchem der beiden Bücher die Hand des Großonkels greifen würde. Denn in diesem Augenblick entschied sich die Dauer der Geduldprobe.

Dann versammelte man sich in dem großen hellen Saal mit den schönen massiven Mahagonimöbeln aus der Empirezeit, und Großtante spielte auf dem Harmonium. Während der Predigt durften die älteren Dienstboten des Hauses, die mehr oder weniger Deutsch verstanden, an der Flügelthür zum Speisezimmer stehend zuhören.

Aber nicht alle Vorlesungen des Großonkels erfreuten sich bei der Jugend derselben Unbeliebtheit. Denn während er die Predigt in einem tiefen und eintönigen Grabeston vortrug, konnte er auch sehr lebhaft und ausdrucksvoll die Jobsiade, Keuter, Shakespeare oder Goethe vorlesen. Das geschah bei schlechtem Wetter oder im Winter gewöhnlich nach dem Abend-

brot. Alt und jung freute sich auf diese Stunde, und heiteres Lachen erfüllte den freundlichen Raum „bei dieser Antwort des Kandidaten Jobses“. Die Damen und Mädchen machten dabei Handarbeiten, die Knaben durften „Papiros“ stopfen, von denen der Großonkel allein am Tage vielleicht fünfzig oder sechzig Stück zu rauchen pflegte. Dagegen ging er mit Streichhölzern sehr sparsam um, die er von seiner Jugend her als einen kostbaren und seltenen Artikel zu betrachten gewöhnt war. Sobald abends die Lampe angezündet war, duldete er deshalb nicht, daß Streichhölzer gebraucht wurden. Es mußten stets Fidibusse bereit liegen, und trotz seiner Schmerzen im Bein erhob sich der alte Herr wohl selbst einmal, indem er sich schwer auf den Tisch stützte, und setzte den Fidibus an der Lampe in Brand, wenn er sich seine Papiros anstecken wollte.

Um zehn Uhr wurde regelmäßig der Tag mit einer kurzen Abendandacht beschlossen. Mit seinem ungewöhnlich tiefen Baß begann der alte Herr das „Vater unser“ und senkte die

Stimme dann noch immer mehr, bis endlich das „Amen“ aus unterirdischer Tiefe hervorkommen schien, wovon eine wunderbar beruhigende Stimmung auf die Hörer ausging, die sich dann gleich in ihre Zimmer zerstreuten.

Fasten und Ostergebräuche.

Vor Ostern haben die Götter die großen Fasten gesetzt und, obgleich die Balten nicht gerade zu fasten pflegen, haben sie sich doch ans den katholischen Zeiten des Landes noch einige Bräuche bewahrt, die ihren Ursprung daher haben, daß man sich zu guter Letzt noch für die bevorstehende schmale Zeit gehörig stärken wollte, und diese Sitten in den letzten Jahrhunderten noch durch eine Entlehnung aus dem russischen Leben erweitert, was sehr zu loben ist, da es sich dabei um ganz vorzügliche kulinarische Genüsse handelt. Aus Rußland stammt die Sitte der „Butterwoche“, die den Fasten vorhergeht. Ihr Wahrzeichen besteht in einer Art kleiner, ungesüßter und leicht knusperiger Pfannkuchen, die man, den russischen Namen entstellend, „Blini“ nennt. Diese Blini werden mit einer Fülle von Zutaten genossen, deren wichtigste zerlassene Butter, saure Sahne

und frischer oder gepresster Kaviar sind. Den Kaviar kann man auch durch die „Sjomga“ ersetzen, die an geräucherten Lachs erinnert, ihn aber an Zartheit und Milde weit hinter sich läßt, oder durch den „Balys“, eine andere russische Fischdelikatesse, die in Westeuropa nicht ihresgleichen hat. So sind denn diese „Blini“ in der Butterwoche mit ihren sympathischen Begleitern für den Kenner ein gastronomisches Ereignis ersten Ranges.

Die Kinder pflegen freilich einige Tage später besser auf ihre Rechnung zu kommen, nämlich mit einem vorzüglichen süßen Gebäck, das um so höher geschätzt wird, weil die aus katholischer Zeit stammende, unerbittliche Tradition es nur einmal im Jahre, nämlich am Fastnachtsdienstag, auf den Tisch kommen läßt. Sie heißen „Stopfkuckel“, nicht, wie man meinen sollte, weil sie manchen verführen mögen, sich gehörig damit zu stopfen, sondern weil sie selbst gestopft werden. Man bäckt nämlich zunächst aus feinstem Weißbrotteig etwa apfelsinen-große Brote. Wenn sie fertig sind, wird oben ein Deckel abgeschnitten und die Brote werden

sorgfältig ausgehöhlt. Aus der Krume stellt man mit Eiern, Mandeln, Rosinen, dicker Sahne und anderen köstlichen Zutaten einen neuen Teig her, stopft damit die entstandenen Höhlungen und bäckt das Ganze leicht noch einmal. Die Wirkung, die durch ein Gläschen süßer Sahne erhöht zu werden pflegt, ist unbeschreiblich. Vor mir liegt ein vergilbtes Briefchen mit doppelten Linien von unsicherer Kinderhand. Der kleine, liebe Schreiber, der inzwischen freilich schon zum Manne herangewachsen ist, teilt mir darin als das wichtigste Ereignis des Tages mit: „Lieber Onkel! Heute haben wir Stopfkuckel. Soll ich Dir eins verwahren, bis Du im Sommer zu uns kommst?“ Der kleine Mann wird sich aber wohl noch rechtzeitig überzeugt haben, daß sich dieser selbstlose Vorsatz denn doch nicht durchführen ließ.

Auf diese Tage kulinarischer Genüsse folgt dann die lange Passionszeit. In den Kirchen ist der traditionelle rote Samt auf den Altären und Kanzeln mit schwarzem Tuche verhängt, und obgleich die „feine äußerliche Zucht“ des Fastens fehlt, verleiht das entwickelte religiöse

Leben des Landes, deutlich fühlbar, dieser Zeit einen stilleren und ernsteren Charakter. In-
vokavit, Reminiscere, Okuli, Vätare, — erst
der Palmsonntag trägt wieder, als der fröhliche
Vorbote von Ostern, ein heiteres Gepräge.
Eine alte Sitte, die wahrscheinlich noch einem
heidnischen Weihe- oder Zauberbrauch entstammt,
gestattet es, am Palmsonntag morgen die Haus-
genossen mit Rutenbündeln von Palmkätzchen
aus den Federn zu klopfen. Da sind denn
vor allem die Kinder voll Feuereifer darauf
bedacht, sich ja nicht zu verschlafen und, wenn
möglich, Vater und Mutter mit diesem lustigen
Grüße zu wecken.

In der Karwoche, gewöhnlich am Grün-
donnerstag, beginnen die Vorbereitungen für
das Fest. Auf den Osterhasen wird kein be-
sonderes Gewicht gelegt, um so mehr aber auf
die Eier. Der Osterhase hat der Aufklärung
weichen müssen, ebenso wie der Storch und
der Knecht Ruprecht. Man spricht noch davon
und man hat die Gebräuche noch vielfach bei-
gehalten, aber man redet sie den Kindern nicht
mehr ein. Denn es gilt in den Ostseepro-

vinzen als unpädagogisch und ein wenig ungebildet, den Kindern solche Schnurren weis zu machen. Ein um so größerer Aufwand wird mit den Eiern getrieben, die noch Anfang der neunziger Jahre außerordentlich billig, für eine oder zwei Kopelen das Paar, zu haben waren, so daß auch bescheidnere Haushaltungen es sich erlauben konnten, zu Ostern mehrere hundert Eier zu färben.

Es zeigt sich hier deutlich, daß die Verhältnisse es den baltischen Provinzen gestattet haben, sich jenen sympathischen Zug früherer Zeiten unverkümmert zu erhalten, der es versteht, aus kleinen Nichtigkeiten des intimen Familienlebens eine unerschöpfliche Quelle heiterer Freuden zu gestalten. Das Geheimnis, das dies ermöglicht, ist Sorgsamkeit und Liebe.

Am Gründonnerstag findet sich die ganze Familie am großen Speisetisch zusammen, um die Eier zu färben und selbst der Herr des Hauses wird, auch wenn er noch so beschäftigt ist, nur ungern darauf verzichten, eine Weile dabei mit Hand anzulegen. Das sum-

marische Verfahren, die Eier in Töpfen mit verschiedenen Anilinfarben zu kochen, wurde dabei allenfalls für die Quantitäten angewandt, die zur Verteilung an die Dienstboten und mannigfachen Klienten des Hauses bestimmt waren. Schon eher verstand man sich, der Abwechslung halber, einmal zu den leuchtenden Lackfarben, die mit der Hand aufgetragen wurden, wengleich auch diese Methode als „modern“ in keinem hohen Ansehen stand. Die ganze Liebe der Hausbewohner war dem althergebrachten, häuslichen Verfahren zugewandt, die Eier sorgsam „in Lappen“ zu färben, und alt und jung setzte seinen Ehrgeiz darein, auf diesem Wege besonders schöne Resultate zu erzielen.

Ganze Berge von passend zugeschnittenen Lappchen, die von einem Jahr zum andern aufbewahrt wurden, lagen da bereit, und auch die Farbstoffe, die verwandt zu werden pflegten, sind meines Wissens in der übrigen Welt schon längst außer Übung gekommen. Eine große Rolle spielten die beiden, feinzerkleinerten Farbhölzer „Fernambuk“ und „braune

Brasille“, von denen das erste, je nach der Quantität, die man auf das einzelne Ei verwandte, eine schöne hell- bis dunkelrote Farbe und das zweite ein kräftiges Braun lieferte, das man bis zu fast völligem Schwarz steigern konnte. Gewöhnlich setzte man dabei grobe Gerstengrüße hinzu, wodurch sehr hübsche Musterungen erzielt wurden. Getrocknete Zwiebelschalen ergaben ein leuchtendes Gelb, die Blütenblätter des Goldlacks, die man zu diesem Zweck das ganze Jahr über gesammelt hatte, ein zartes Grün. Auch farbige Papierschnitzel wurden ab und zu verwandt, doch verachtete man die fabrikmäßig hergestellten bunten Papiere zum Eierfärben als zu grell und geschmacklos und überließ ihre Benutzung dem einfachen Volk. In der Mischung der vorhandenen Färbemittel konnte man eine beträchtliche Kunstfertigkeit entwickeln, und jeder war mit Erfolg bestrebt, „seinen“ Eiern das Gepräge seines persönlichen Geschmacks zu verleihen. Dadurch gewann die Arbeit einen besonderen Reiz, und die ganze Gesellschaft war, unter munterem Geplauder, mit Begeisterung

bei der Sache, wobei man sich vor allem eifrig über neue „Experimente“ oder „Erfindungen“ unterhielt. Es hatten sich auch gewisse Typen von Eiern herausgebildet, deren Namen mir wieder entfallen sind. Ich erinnere mich nur noch des beliebten „Hölleneis“, das darin bestand, daß man das ganze Ei durch reichliche Verwendung von „brauner Brasille“ möglichst tiefschwarz färbte bis auf eine Stelle, die durch eine kräftige Zwiebelschale einen flammend gelben Fleck erhielt, was offenbar das höllische Feuer symbolisieren sollte. Waren endlich alle Eier einzeln mit Farbstoff versehen und in die Lappchen gewickelt, so versah man sie, meist durch die Art, wie man sie zugebunden hatte, noch mit einem besonderen Merkmal, damit nur ja ein jeder „seine“ Eier später wiedererkennen könne.

Dann kam eine lange, erwartungsvolle Pause, bis der Gründonnerstag verstrich und auch der Karfreitag vorüberging, denn die unbeugsame Sitte verlangte, daß die Eier erst am stillen Sonnabend gekocht werden durften, — in Anbetracht der Spannung, mit der die

Kinder ihre Resultate erwarteten, eine schwere Geduldprobe.

Es war ein Ereignis, zu dem sich alt und jung versammelte, wenn endlich die Eier in einzelnen Portionen gekocht wurden. Um dem unaufhörlichen: „Aber jetzt ich, jetzt bitte ich!“ von ungeduldigen Kinderlippen zu steuern, mußte gewöhnlich das Los über die Reihenfolge entscheiden, und alles schaute zu, wenn die Fäden zerschnitten wurden und die einzelnen Eier sich prächtig aus dem dunklen Farbbrei entpuppten, um dann sofort mit Speck abgerieben und mit Tüchern nachgetrocknet zu werden, wodurch sie einen schönen Glanz erhielten. Ein jeder erklärte gewöhnlich stolz, daß er doch diesmal jedenfalls die schönsten Eier habe.

Am Ostersonntag kam zuerst der Kirchgang, wo nach langen Wochen wieder der rote Samt festlich vom Altare leuchtete, und dann das Mittagessen mit dem obligaten Osterlamm. Das Wichtigste an dieser Mahlzeit aber waren wiederum die Eier, weniger des Essens, als des allbeliebten „Eiertischens“ wegen. Jeder nahm ein Ei, und nun wurden die Spitzen

aufeinander „getickt“. War bei dem einen Ei die Spitze zerschlagen, so kam das „Pngo“, die stumpfe Seite daran, und wessen Ei heil geblieben war, der war der Sieger. Mit lebhaftem sportlichem Interesse wurde dies „Eierticken“ betrieben. Man wählte dazu zuerst die weniger schönen Exemplare und es entwickelte sich eine gewisse Kennerschaft, die stärksten „Kampfeier“ nach äußeren Merkmalen zu erraten.

Die Hauptsache aber, auf die sich alles freute, kam doch erst nach dem Essen. Da wurde aus einem großen Teppich eine Rollbahn hergestellt, auf der einen Seite mit einer glatten, abschüssigen Fläche zum Abrollen versehen, und es begann das lustige „Eierkullern“. Man rollte erst eine Anzahl Eier auf die Bahn hinaus und suchte dann die dort verteilten zu treffen. Traf man nichts, so war auch das betreffende Ei verloren, und es kam ein anderer an die Reihe. Traf man eines oder mehrere Eier, so gehörten sie dem glücklichen Schützen, und er durfte noch einmal rollen. Das Eierkullern war gar nicht so einfach,

denn es gehörte Geschicklichkeit und Übung dazu, durch die Form des gewählten Eis und die Haltung, die man ihm gab, die Richtung genau zu bestimmen, in der es rollen sollte. Beherrschte man diese Kniffe, so konnte man bald sein Körbchen füllen, war man ungeschickt, so wurde man unter dem Spott der übrigen seinen ganzen eigenen Vorrat los. Wer diesen harmlosen Sport nicht kennt, wird vielleicht kaum den lebhaften Anteil begreifen, mit dem sich alles darin betätigte, wer ihn aber einmal mitgemacht hat, der wird sich seiner als einer höchst amüsanten Unterhaltung erinnern.

Aber es gab dabei auch schmerzliche Ereignisse, wenn etwa ein besonders schönes Ei beim Kullern einen Knacks erhielt und so zur „Butterbemme“ wurde. Und ich sehe noch den siebenjährigen blonden Burschen vor mir, den das Unglück getroffen hatte, im Übereifer sein ganzes Körbchen mit den Eiern fallen zu lassen. Erst brach er, trotz männlicher Standhaftigkeit, in ein bitterliches Weinen ans. Der reichlichste Ersatz konnte ihn nicht über den Verlust „seiner“ Eier, die er so liebevoll gefärbt

hatte, trösten. Und endlich überkam ihn ein herber Trotz und Hader gegen das unbarmherzige Schicksal, das gerade ihn mit diesem Schlage getroffen hatte. Er stampfte mit dem Fuß auf die Erde und rief grimmig: „Im nächsten Jahr will ich aber eiserne Eier haben!“

Die geistlichen Herren.

Noch bis in späte Zeiten hinein erinnern die baltischen Pastoren hier und da ein wenig an ihre fernen Vorfahren, die vor siebenhundert Jahren gewohnt waren, die Kutte mit der Rüstung zu vertauschen, an jene streitbaren Diener Christi, die das Land unterwerfen halfen und seinen heidnischen Bewohnern mit dem Schwert und dem Wort das Evangelium predigten. Der Berliner Stadtbibliothekar A. Buchholz erzählt in seiner materialreichen Biographie des Chirurgen Ernst v. Bergmann, die in ihrem ersten Teil eine Geschichte der alten livländischen Pastorenfamilie Bergmann bietet, daß um die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts als Prediger zu Neuermühlen bei Riga der Magister Balthasar Bergmann wirkte, der sich seinen gelehrten Grad nach wissenschaftlichen Studien in Jena und Wittenberg erworben hatte. Dieser Mann war durch

seine außergewöhnliche Körperstärke weit und breit bekannt. Eines Tages, während des Siebenjährigen Krieges, wurde ihm gemeldet, daß ein Haufe russischer Soldaten auf dem Durchzuge nach Preußen die Fischreusen des Pastorats plünderten. Wie er ging und stand, unbewaffnet und in Schlafrock und Pantoffeln, machte sich der gelehrte und geistliche Herr sofort auf, um die Frevler auf den Weg des Heils zurückzuführen. Er ging dabei sehr kurz zu Werke und schleuderte sie, einen nach dem anderen, ins Wasser. Als sie sich, pudelnaß, wieder gegen ihn zusammenrotteten, da ergriff der Pfarrer eine daliegende Egge und ging damit den Russen so stürmisch zu Leibe, daß sie ihn für den leibhaftigen Teufel hielten und es vorzogen, das Weite zu suchen.

Auch seiner Gemeinde gegenüber hat er manchmal zu drastischen Mitteln gegriffen. Als sie ihm bei strenger Winterkälte nicht, wie sie schuldig waren, das nötige Holz herangeführt hatten, da machte er sie dadurch gefügig, daß er ihnen einfach nach dem Gottesdienste den Segen vorenthielt.

Auch sein Sohn Gustav, Pastor zu Rujen, konnte gelegentlich sehr energisch auftreten. Als er einmal bei der Ausarbeitung einer Predigt hörte, wie in der Küche ein Bauer sich erfrechte, laut auf die Frau Pastorin zu schimpfen, da sprang er hinaus, packte den Flegel, hob ihn auf und tauchte ihn mit dem Kopf so lange in das Wasserfaß, daß der Sünder erst langsam wieder zur Besinnung kommen mußte. Auch dem jungen Goethe soll Pastor Gustav Bergmann, als sie beide Studenten in Leipzig waren und es, vielleicht um das schöne Töchterchen des Weinhändlers Schönkopf, zu Händeln gekommen war, eine Ohrfeige versetzt haben. Er hatte nämlich (wie sein Bruder, Dr. Liborius Bergmann, Oberpastor in Riga, und die meisten baltischen Pastoren jener Zeit) in Leipzig und Jena studiert, wo die jungen Leute häufig Gelegenheit hatten, mit den bedeutendsten deutschen Zeitgenossen in Berührung zu treten. Dort verkehrten sie im Hause des Buchhändlers Breitkopf, des Kupferstechers Stöck und des Direktors der Leipziger Malerakademie Adam Friedrich Deser, und mancher von

den angehenden baltischen Geistlichen hat damals mit Klopstock, Lessing, Lavater und anderen in nähere Beziehungen treten dürfen.

Die reiche Anregung, die sie in der Studienzeit gesammelt hatten, brachten sie dann in ihre Heimat mit und sorgten ihr Leben lang dafür, daß das heilige Feuer sich weiter verbreitete. Dieselben Leute, von denen so jähzornige Handlungen berichtet werden, pflegten in ihren Pastoraten ein reges geistiges Leben, gründeten für ihre gebildeten Eingepfarrten Lesezirkel, in denen die literarischen Novitäten der Zeit, die sie zu diesem Zweck aus Deutschland verschrieben, die Kunde machten; sie widmeten ihre Mußestunden der Erforschung und Pflege des geschichtlichen und kulturellen Lebens des Landes, sammelten die Sagen und Lieder der eingeborenen Bevölkerung und legten die Grundlage zu einer lettischen und estnischen Literatur. Gerade der hitzige Gustav Bergmann hat sich in besonderer Weise wissenschaftlich und literarisch hervorgetan und wegen der schwierigen Verkehrsverhältnisse eine Reihe wertvoller Werke auf einer eigenen Handpresse

gedruckt. Seine Gemeinde hat es ihm bei seinem Tode bezeugt, daß er ihr nicht nur ein Pastor, sondern geradezu ein Prophet gewesen sei.

Diese geistige Regsamkeit ist um so bemerkenswerther, als die Lebensverhältnisse der baltischen Landpfarrer in jener Zeit wohl dazu angetan waren, zu behaglichem Genuß der irdischen Güter zu verführen. Zu jedem Pastorat gehörte ein beträchtliches Stück Land mit Feldern, Wiese und Wald, das in manchen Fällen an die Größe eines kleinen Rittergutes heranreichte und von den Leibeigenen des Pastors bestellt wurde. Zu den Erträgen der Landwirtschaft kamen die Abgaben und Geschenke der Eingepfarrten, so daß sich die ökonomische Lage der Geistlichen meist recht günstig gestaltete.

Diese agrarischen Gewohnheiten haben sich bis ins neunzehnte Jahrhundert hinein erhalten. Noch in neuester Zeit konnte man manche baltische Pastoren in hohen Wasserstiefeln ihre Felder beaufsichtigen sehen, und es fehlte nicht an guten Anglern, Jägern und Reitern unter ihnen. Hin und wieder mögen solche Dinge bei den Bauern Anstoß erregt haben. Ein

baltischer Pastor hat mir einmal lächelnd erzählt, wie die Bauern sich darüber aufgehalten hatten, daß er, als der Nachfolger eines sehr alten und sehr ehrwürdigen Herrn, seine Kranken- und Abendmahlsbesuche, namentlich bei schlechten Wegen, häufig zu Pferde ausführte. Eine Deputation der Kirchenältesten, die sich deswegen zu ihm begab, wußte er aber dadurch zu beruhigen, daß er ihnen vorhielt, das Reiten könne doch für einen Pastor nicht unschädlich sein: Denn auch der Herr Jesus Christus sei doch bekanntlich auf einer Eselin geritten — was denn den Bäuerlein auch völlig einleuchtete. Im allgemeinen wird aber gerade der unmittelbare Anteil am praktischen landwirtschaftlichen Leben das Verhältnis der Pastoren zu ihren bäuerlichen Eingepfarrten gefördert und befruchtet haben. Auch hat er gewiß oft dazu beigetragen, unter den baltischen Geistlichen eine gewisse Frische lebendig zu erhalten, wie es denn stets unter ihnen Männer gegeben hat, von denen es heißen durfte: „Er predigte gewaltig und nicht wie die Schriftgelehrten.“

Auch der streitbare Geist war im neunzehnten Jahrhundert noch nicht geschwunden. Es wird darüber in den Ostseeprovinzen eine erbauliche Anekdote erzählt, die von vielen für verbürgt gehalten wird. Ein livländischer Pastor, der um die Mitte des Jahrhunderts weit und breit als Original berühmt war, so daß noch jahrzehntelang zahlreiche Historien über ihn kursierten, hatte mit seinem übel berücksichtigten Patron einen langwierigen Streit wegen eines Ackers, den jeder für sich beanspruchte. Eines Tages ließ der Edelmann den Pastor zu sich bitten, schloß, als sie beide allein waren, die Thür ab, holte eine Reitpeitsche von der Wand und sagte: „Nun, Herr Pastor, wenn Sie nicht nachgeben wollen, so werde ich Sie mit Moses Zauberstab beschwören,“ worauf der Pastor seelenruhig mit den Worten: „Beschwören Sie, Herr Baron, ich antworte mit Aarons Räuherfaß,“ einen Revolver aus der Tasche zog, mit dem er den rabiaten Junker in Schach hielt.

Auf dem kirchlichen Gebiet hielt manche heftige Fehde die Geister wach und rege. Die

Kämpfe zwischen Rationalismus, Pietismus, Herrenhutertum und Konfessionalismus sind vielleicht nirgends unter so allgemeiner und tief leidenschaftlicher Beteiligung nicht nur der Geistlichkeit, sondern der ganzen gebildeten Gesellschaft angefochten worden, wie in den Ostseeprovinzen.

So erhielt sich der Geist der *ecclesia militans*, bis um die Mitte des neunzehnten Jahrhunderts die schwersten Zeiten kamen, wo die baltischen Pastoren ihren streitbaren Sinn in Kampf und Leiden für ihren evangelischen Glauben bewähren mußten. In den vierziger Jahren traf die griechisch-katholische Staatskirche eine Reihe von Maßregeln, um die estnischen und lettischen Bauern ihrer lutherischen Religion abwendig zu machen und so der Russifizierung den Boden zu bereiten. Es wurde schließlich das Gerücht verbreitet, daß diejenigen Bauern, die zur griechischen Kirche übertreten würden, Land und andere materielle Vorteile erhalten sollten. Dieses Mittel wirkte, das betörte Volk nahm in Scharen den neuen Glauben an, griechische Kirchen wurden allent-

halben errichtet und russische Popen kamen ins Land. Mit hingebendem Eifer haben die baltischen Pastoren damals an ihren Gemeinden gearbeitet, um den verloren gegangenen Boden wiederzugewinnen, und wirklich gelang es ihnen in wenigen Jahren, die Abfallsbewegung vollständig zum Stillstand zu bringen. Auch den meisten der Abtrünnigen wurde ihr Entschluß bald wieder leid, aber äußerlich ließ er sich nur schwer rückgängig machen, denn das Gesetz stellte den Austritt aus der Staatskirche unter schwere Strafe und forderte sogar, daß auch die aus gemischten Ehen stammenden Kinder im griechischen Glauben erzogen wurden.

So mancher baltische Prediger mußte damals seine Existenz den Forderungen seines Gewissens zum Opfer bringen, und auch jener Pfarrer, der seinem gewaltthätigen Patron so kräftig begegnet war, wurde wegen einer im Lande berühmten Bußpredigt gegen die Übertritte seines Amtes entsetzt. Jede Amtshandlung an einem Gliede der griechischen Kirche war streng verboten, jeder geistliche Zuspruch, den ein Pastor einem abgefallenen Gemeinde-

gliede gewähren mochte, das, vom Gewissen getrieben, wieder zu ihm kam, wurde als Verführung schwer bestraft. Es war eine Zeit, wo auf der „schwarzen Woche“, wie man die Predigersynoden nannte, die Amtsbrüder einander mit der Frage begrüßten: „Bist du schon verklagt?“ Sie haben getan, was ihre Überzeugung ihnen gebot, und ihr hartes Schicksal mit fröhlichem Glaubensmut getragen.

Erst die liberale Ära Alexanders II. brachte eine Erleichterung, die schwere Russifizierungszeit unter Alexander III. freilich wieder einen Rückschlag, bis endlich die erste russische Revolution 1905 die Erlasse über die Glaubensfreiheit im Gefolge hatte, so daß nun die Kinder der einstigen Konvertiten wieder zur angestammten lutherischen Kirche zurückkehren konnten.

Weidmannsheil.

So eingefleischte Städter wie in Deutschland, die Tier- und Vogelstimmen im Walde nicht kennen, Roggen von Gerste und Kiefern von Fichten nicht zu unterscheiden vermögen, gibt es in den Ostseeprovinzen kaum. Denn auch wer selbst keine Güter besitzt, hat doch Verwandte oder nahe Freunde auf dem Lande, bei denen er seine Ferien zu verbringen pflegt; und so bildet sich allgemein eine enge Beziehung zur Natur und zum Landleben. Die meisten Balten sind daher auch passionierte Jäger, was um so begreiflicher ist, als die Jagd in ihrer Heimat noch viel von den ursprünglichen Reizen bewahrt hat, die ihr im kultivierteren Westeuropa meist schon verloren gegangen sind.

Das Weidwerk ist dort mühevoller und nicht so ergiebig wie in Deutschland, und Treibjagden, bei denen die Strecke nach Tausenden zählt, gibt es nicht. Denn die Kaninchen

fehlen völlig, Feldhasen, Fasanen und Rebhühner sind weit weniger zahlreich als in guten deutschen Revieren. Aber dafür wird der baltische Jäger durch die größere Mannigfaltigkeit des Wildes und die unberührte Schönheit seiner Wälder entschädigt. Eine regelrechte Forstknltnr ist für die Ostseeprovinzen erst eine ziemlich neue Errungenschaft. Es ist noch nicht lange her, daß man es vielfach dem Walde selbst überließ, sich weiter fortzupflanzen. Der Wald ist daher nicht, wie hier, überall in eintönig regelmäßige Schläge eingeteilt, sondern die Bestände, in denen meist die ernstesten Kiefern oder Fichten mit freundlichem Laubholz wechseln, werden durch reichliches Unterholz reizvoll belebt. Das mag nicht wirtschaftlich sein, aber es erfreut das Auge und erhöht die Schönheit des Waldes. Man spürt noch nicht überall den Fleiß und die ordnende Hand des Menschen, man lebt noch inmitten einer freien und ungezähmten Natur.

In noch höherem Grade ist das der Fall bei den fast unermesslichen Moosmorästen, in denen man mit seinem Hunde tagelang um-

herstreifen kann, ohne einer menschlichen Spur zu begegnen. Mit ihren Krüppelkiefen, Wacholderbüschen, Beerensträuchern und ihrer ganzen mannigfaltigen nordischen Vegetation bieten sie ein Bild von eigenartig melancholischer Schönheit. Für den Jäger sind diese Wälder und Moräste ein Dorado, denn die zahlreichen Beerenarten, die sie beherbergen, bieten dem Federwilde reichliche Nahrung, und jeder Weidmann von echtem Schrot und Korn wird gern auf halbzahme Fasanen und Rebhühner verzichten, wenn er dafür im Spätsommer, auf der Jungwildjagd, seine Tasche mit Haselhühnern, Auer- und Birkwild füllen kann. Auch das Morasthuhn, eine Abart des Schneehuhns, ein wunderhübsches Wild, das im Sommer lichtbraun mit weißen Schwungfedern, im Winter ganz weiß gefärbt ist, findet sich in manchen Gegenden noch häufig, obgleich es leider allmählich beginnt, sich vor der fortschreitenden Kultur in nördlichere Gegenden zurückzuziehen. Aber man darf nicht müde und mutlos werden, wenn man einmal vergeblich einige Stunden auf dem Morast umherstreift,

und man darf Strapazen nicht scheuen: denn das Gehen ist schwer auf diesem Terrain, wo der Fuß bei jedem Schritt im nassen, üppigen Moose tief versinkt oder mühsam über Lümpel und wirres Ast- und Wurzelwerk hinwegklettern muß. Man darf auch nicht gleich erklären, es gebe kein Wild, wenn man noch keins gefunden hat. Denn zu dieser Jagd gehört genaue Kenntniss des Waldes und der Lebensgewohnheiten des Wildes, wie jene tiefgründige baltische Weidmannsregel besagt: „Wo sie sind, da sind sie, und wo sie nicht sind, da sind sie gar nicht.“ Ein alter halbdeutscher Unterförster hatte freilich seinen Instinkt in diesen Dingen so weit entwickelt, daß von ihm behauptet wurde, sein feiner Geruchssinn zeige ihm die Anwesenheit des Wildes an, noch ehe der Hund davon Witterung habe. Und wirklich, wenn er plötzlich erklärte: „Jungherrchen, hier riecht es nach Birkhühners“, dann pflegte der Vorsteher unmittelbar darauf schon anzuziehen. Zuweilen hatte den Alten aber seine Nase doch insofern getäuscht, daß die schnellere Gangart des ziehenden Hundes Auerwild au-

zeigte, und es nun oft einen längeren, anstrengenden Dauerlauf gab, bis die großen Hühner endlich mit dumpfem Donnern hochgingen. Aber jedenfalls konnte man sich darin auf den Alten verlassen: wenn man mit ihm auf die Jagd ging, so kehrte man nicht mit leeren Taschen heim, und wo es ihm „nach Hühners roch“, da pflegte man bald eine Kette nach der anderen zu heben, und je größer vorher die Mühe gewesen war, um so höher war dann die Befriedigung. Besonders, wenn man das Glück gehabt hatte, eine recht mannigfaltige Beute zu erlegen, und die Jagdtasche außer dem Birkwild auch einen oder mehrere schon fast ausgewachsene und dunkel verfärbte Auerhähne, junge Waldschneppen und Haselhühner enthielt.

Der junge Auerhahn ist übrigens vielleicht das delikateste Federwild, während der alte Hahn, im Frühjahr auf der Balz geschossen, meist schon so zäh ist, daß alle Kochkünste ihn kaum noch genießbar machen können. Daher denn eine alte baltische Küchenregel von ihm besagt: „Erst vergräbt man ihn auf eine

Woche in den Komposthaufen, dann hängt man ihn an einer Stoffseder auf, bis er von selbst wieder abfällt, dann legt man ihn auf ein paar Tage in Essig, dann brät man ihn, und dann kann man ihn doch wieder auf den Komposthaufen werfen.“

Dafür ist aber die Auerhahnbalz ein umso größeres Vergnügen. Freilich stellt auch die Frühlingsjagd beträchtliche Anforderungen an Ausdauer und Leistungsfähigkeit. An Schlafen ist da nicht viel zu denken. Denn abends geht man auf den Schnepfenstand, der stellenweise noch so ergiebig ist, daß man an einem Abend wohl ein dutzendmal zu Schuß kommen kann. Ist man nach Dunkelwerden durch den von Drosselschlag und Froschgesang und tausend seltsam beunruhigenden Frühlingsstimmen erfüllten Wald heimgekehrt und hat sich mit kräftiger ländlicher Kost gestärkt, so lohnt es sich kaum mehr, zur Ruhe zu gehen. Denn, wenn der Balzplatz entfernt liegt, so muß man schon vor Mitternacht wieder aufbrechen, um ihn rechtzeitig zu erreichen. Oft aber haben sich die Hähne zu ihrem Liebeswerben

eine einsame Waldinsel ausgesucht, die rings von so unwegsamem Sumpf und Morast umgeben ist, daß es gefährlich oder unmöglich wäre, ihn in der Dunkelheit zu passieren. Da muß man denn schon am Abend vor Sonnenuntergang an Ort und Stelle sein, was besonders lohnend ist, weil man dann die Hähne „verhören“ kann. Wo sie nämlich am Abend mit donnerndem, in weitem Umkreis hörbarem Flügelschlage einfallen, da beginnen sie auch, noch vor Morgenrauen ihr leises, aber eindringliches Balzlied, und man weiß auf diese Weise genau, wieviel Hähne einem zur Verfügung stehen werden und wo sie zu finden sind.

Man kann auch versuchen, schon auf der kurzen Abendbalz einen Hahn zu schießen. Dabei heißt es freilich, die oft eisige Frühlingsnacht auf nassem Boden im Freien zu verbringen und weder das Feuer, das man mühsam aus feuchtem Reisig anmacht, noch die mitgebrachte Feldflasche schützen da die Glieder vor Erstarrung. Aber sie werden schon wieder gelenkig, wenn man, noch vor dem ersten Morgenrauen, sich zum fröhlichen Weidwerk

erhebt, und Frost und Müdigkeit sind mit einem Schlage vergessen, sobald man — tk — tk tk — tk tk — das leise „Knappen“ des balzenden Hahnes von ferne vernimmt. Nun beginnt das „Anspringen“. Der Auerhahn schließt Augen und Ohren während eines bestimmten Balzlauts, des „Schleifens“, das gerade lange genug dauert, um drei kräftige Sprünge vorwärts zu machen, die man aber so einrichten muß, daß man wieder lautlos und unbeweglich dasteht, ehe das „Schleifen“ zu Ende ist. Macht man dann noch eine ungeschickte Bewegung, knackt noch ein Ast zu spät, so ist der Hahn verschüchtert und hört zu balzen auf, oder er streicht einfach ab, ist „vertreten“. Da die Frist, die dem Jäger zwischen dem Beginn des Balzens und dem Eintritt der Helligkeit zur Verfügung steht, nur kurz ist, so kommt alles darauf an, Vorsicht mit Schnelligkeit zu vereinen, was diese Jagd zu einer der spannendsten und aufregendsten macht. Über den Grad dieser Jagdleidenenschaft erzählte mir einmal ein alter baltischer Jäger folgendes Geschichtchen: „Ich hatte mich

von einem baumlangen estnischen Waldhüter, dort ‚Buschwächter‘ genannt, auf einen mir unbekanntem Balzplatz begleiten lassen. Obgleich er ohne Flinte war, hatte ihn die Passion so gepackt, daß er zitterte. Er sprang mit so gewaltigen Sätzen vorwärts, daß ich ihm nicht folgen konnte. Ich fürchtete, daß er mir den Hahn vertreten könnte, ehe ich zu Schuß gekommen wäre, und rief ihm während eines Liedes zu, er solle warten. Aber bald legte er von neuem los. Plötzlich aber war der ganze hünenhafte Mann vor mir verschwunden. Er war nämlich in seinem Übereifer in ein tiefes, noch halb vereistes Wasserloch gesprungen. Triefend, aber vorsichtig steckte er seinen blonden Schädel wieder hervor und fragte leise: ‚Balzt er noch?‘ Dies war sein einziger Gedanke in der peinlichen Situation. Ich konnte ihn beruhigen, ‚er‘ balzte noch, und das kalte Bad hatte für die eiserne Konstitution des Esten auch weiter keine Folgen.“

Besondere Reize hat auch die Winterjagd, von der ich hier nur die schönste und interessanteste Art beschreiben will, da sie meines

Wissens in Deutschland kaum betrieben wird. Es ist das „Kreisen“. Die Wölfe sind freilich fast ganz verschwunden, aber man kreist, außer Füchsen, auf Luchse, die noch ab und zu vorkommen, und auf den Elch, dieses größte und imposanteste Säugetier Europas. Ist frischer Schnee gefallen, so fährt man früh morgens in leichten Schlitten aus, umkreist ein bestimmtes, nicht zu großes Waldgebiet und zählt die Elchspuren, die hinein- und wieder hinausführen, wodurch man feststellen kann, ob und wie viele Elche sich in dem Kreise befinden. Hat man auf diese Weise ein Rudel eingekreist, so wird der Kreis von zwei Seiten „eingelappt“, das heißt man spannt in Lichterhöhe des Wildes Schnüre mit bunten, im Winde flatternden Lappen von Baum zu Baum, die das Entweichen nach dieser Richtung verhindern sollen. Auf der dritten Seite nehmen die Schützen Aufstellung und von der vierten wird leise getrieben. Es sind Momente von außerordentlicher Spannung: wo werden die Elche auf die Schützenkette heraustreten, wird ein starker Bulle darunter

sein, werden sie vielleicht durch ungeschicktes Treiben flüchtig werden und doch noch „durch die Lappen gehen“? Wenn die Jagd gelingt, so treten die riesigen Gestalten der vorsintfluthlichen Tiere im tiefverschneiten Winterwalde leise und vorsichtig sichernd auf die Schützenkette heraus, und der Mensch muß staunen, mit welcher Geräuschlosigkeit sich diese nordischen Riesen des Waldes zu bewegen verstehen. Kaum daß ein knackender Ast von ihrer Annäherung Kunde gibt. Erst wenn der erste Schuß gefallen ist, stürmen sie in ungeheuren Säzen davon, und noch lange hört man das Dröhnen ihrer Hufe und das Getöse ihrer wilden Flucht, wenn starke Äste und junge Bäume krachend gebrochen und umgeworfen werden, geknickt wie leichte Halme, als Zeugen einer elementaren Kraft.

Dorpat.

Um die Bedeutung anschaulich zu machen, die der Universität Dorpat im Leben der Ostseeprovinzen zukommt, hat man gelegentlich gesagt, der Name „Dorpat“ habe für den Balten denselben Klang, wie „Jena“ oder „Heidelberg“ für den Reichsdeutschen. Und doch ist das noch ein viel zu schwaches Bild: denn es gibt für den Balten kein „oder“, es gibt nur ein Dorpat. Und mit dieser Stadt verbinden ihn nicht nur die Erinnerungen an eine unvergeßliche und unwiederbringliche Jugendzeit, an freies und fröhliches Burschenleben, an reiche geistige Anregung und an die wissenschaftliche Schulung feines jungen Verstandes. Für den Balten war die Universität Dorpat noch weit mehr: sie war ihm das einzige geistige Zentrum seines nach Osten wie nach Westen isolierten Landes, der Hort und die Pflegestätte deutscher Kultur, sie war in

den schwersten Zeiten scharfer Ruffifizierungs-Maßregeln immer wieder der Ausgangspunkt und Sammelpunkt neuer geistiger Energien, die es möglich machten, trotz allen Drucks von oben standzuhalten und die nationale und kulturelle Eigenart zu behaupten. Die Universität Dorpat hat diese einzigartigen Aufgaben um so besser erfüllen können, als sie lange Zeit hindurch trotz mancher widriger Umstände auch in wissenschaftlicher Beziehung auf einer bedeutenden Höhe stand. Glänzende Gelehrte haben an ihr gewirkt und andere haben von hier ihren Ausgang genommen.

Wenn man dies alles in Betracht zieht, wird man es für unmöglich halten, auf knappem Raum ein genügendes Bild von dem mehr als hundertjährigen Bestehen der alma mater Dorpatensis zu entwerfen. Es können nur flüchtige Streiflichter sein.

Soll man erwähnen, daß der erste Kurator der im Jahre 1802 von dem ritterlichen Kaiser Alexander I. begründeten Universität der Stürmer und Dränger Friedrich Maximilian Klinger, der Jugendfreund Goethes,

war? Freilich von dem kraftgenialischen Dichter ist in den Jahren, da Klinger an der Spitze der Universität und des Lehrbezirks gestanden hat, nichts mehr zu merken gewesen. Er war ein pedantischer und mürrischer General geworden und hat in Dorpat kein besonders freundliches Andenken hinterlassen, scheint sich aber doch manche Verdienste um die Universität erworben zu haben.

Ihre erste Blütezeit erlebte die junge Hochschule unter seinem Nachfolger, dem sympathischen und weitblickenden Fürsten Lieven, dem späteren Minister, dem zwölf Jahre lang der bedeutende Historiker Gustav Ewers als Rektor zur Seite stand. In dieser Zeit, die Ewers den Ehrennamen des „Rektors der Rektoren“ eingetragen hat, wurde das Budget der Universität stark erhöht und eine Reihe hervorragender wissenschaftlicher Kräfte aus Deutschland berufen.

Aber schon in den dreißiger Jahren begann während der Regierungszeit des Kaisers Nikolai I. unter dem ungebildeten Kurator General Crafftström eine sehr schwere Zeit für die

Dorpater Universität. Es wurden die ersten energischen Versuche zur Russifizierung gemacht, die Universität sollte einer militärischen Organisation und Disziplin unterworfen werden, die Berufung ausländischer Gelehrter wurde untersagt, die akademische Freiheit mit allen Mitteln bekämpft, und es fehlte nicht an harten Maßregelungen der Professoren. Zwanzig Jahre dauerte diese trübe Periode, bis Dorpat in der Person des Senators v. Bradke wieder einen verständnisvollen Kurator erhielt und unter der Regierung Alexanders II. der Universität wieder das Recht verliehen wurde, ihren Rektor selbst zu wählen. Sie übertrug dies Ehrenamt dem Physiologen Bidder, der das Rektorat mit so großem Verständnis und Takt verwaltete, daß ihm ein hervorragender Platz in der Geschichte der Universität gebührt.

So war der universitas literarum noch eine schöne Blütezeit vergönnt, bis sich die Wolken von neuem und nun immer drohender zusammenballten und unter Alexander III. Ende der achtziger Jahre die deutsche Uni-

versität der Russifizierung endgültig zum Opfer fiel.

Es ist nicht leicht, aus der Schar derer, denen Dorpat seinen wissenschaftlichen Ruf verdankte, einige wenige herauszugreifen. Einer der berühmtesten Dorpatenser Gelehrten ist gewiß der Estländer Karl Ernst v. Baer, der zehn Jahre nach der Begründung der Universität in Dorpat Naturwissenschaften und Medizin studiert und schon damals in der Geschichte der Studentenschaft eine hervorragende Rolle gespielt hat. Seine Bedeutung für die Biologie und Entwicklungsgeschichte gilt noch in unseren Tagen nicht für erschöpft, wo man seinen Gedanken von einer allgemeinen „Zielstrebigkeit“ in der Natur zur Ergänzung der Lehre von der Anpassung und Zuchtwahl von neuem wieder aufgenommen hat. Seine berühmten Mittwochabende, in denen er in lebhaftem Meinungsaustausch mit seinen Schülern entwicklungsgeschichtliche Probleme besprach, sind noch heute nicht vergessen. Sie bildeten für die Teilnehmer eine unerschöpfliche Quelle der Anregung und wurden auch von anderen Professoren gern besucht.

Eine andere hervorragende Figur war der Astronom Mädler, der von 1840 bis 1865 in Dorpat dozierte. Er war, wie ein Zeitgenosse von ihm sagt, in allen den Mond und die hypothetische Zentralsonne betreffenden Fragen eine Autorität von solchem Range, daß man ihm die Verstöße, die er in irdischen Dingen zuweilen beging, nicht nachrechnete. „Der gutherzigste, anspruchslofeste, unpraktischste und zerstreuteste aller Professoren lag mit Hut, Handschuhen und anderen Kleidungsstücken in ununterbrochener Fehde und sah sich als Opfer der ihm von seiner besseren Hälfte aufgezwungenen Moderücksichten an.“ Aber es fiel niemandem ein, sich über diese kleinen Schwächen des bedeutenden Mannes lustig zu machen, denn wenn er auf dem Katheder stand, so wußte er sein Auditorium im streng wissenschaftlichen Kolleg wie im populären Vortrag durch den Glanz seiner Darstellung und durch seine Liebe zur Sache zu fesseln und oft außerordentlich starke Wirkungen zu erzielen. Ich setze die eigenartige Grabschrift her, die der treffliche Mathematiker sich selbst verfaßt hat:

„Rechenmüd lieg ich im Grab.
Ich mußte in die Brüche gehn.
Doch wenn ich recht gerechnet hab,
So werd ich einmal auferstehn.“

Eine große Anhängerschaft hatte auch der Historiker Karl Schirren, ein gebürtiger Rigenfer, wengleich zwischen ihm und der übrigen Professorenschaft gewisse Gegensätze vorhanden waren. Das mag darauf zurückzuführen sein, daß zu der Zeit, als Schirren in Dorpat wirkte, die führenden Professoren aus dem livländischen Adel stammten und der Rigenfer, in dem noch etwas von dem selbstbewußten Hanseaten steckte, nicht vor ihnen in den Hintergrund treten mochte. Er ist schließlich lange Zeit hindurch der populärste Mann in den Ostseeprovinzen gewesen, freilich erst, als er das Land verlassen mußte. Ende der sechziger Jahre begannen sich nämlich die Russifizierungsgelüste innerhalb der slawophilen Kreise wieder stärker zu regen, und einen energischen Vorstoß in dieser Richtung unternahm Juri Samarin in seiner Schrift „Das russisch-baltische Küstenland“, die den offenen Zweck

verfolgte, die Regierung zu einer entschlossenen .nationalistischen Politik in den Ostseeprovinzen zu bewegen. Es folgte ihr bald eine Flut von weiteren Angriffen gegen das baltische Land, dessen Zeitungen an jeder Erwiderung und Rechtfertigung durch die Zensur verhindert wurden. Da benutzte Karl Schirren seine Stellung als Zensor, die er neben der Professur inne hatte, und ließ seine leidenschaftliche „Livländische Antwort an Herrn Juri Samarin“ im Druck erscheinen. Er selbst entfloh, um der Verfolgung zu entgehen, durch Nacht und Nebel nach Deutschland, wo er in Kiel noch lange als Professor gewirkt hat, ohne in die Heimat zurückkehren zu können. Seine Schrift aber war wohl in jedem baltischen Hause zu finden, obgleich sie natürlich sofort wieder verboten worden war und ihre Besitzer sich bei einer Entdeckung beträchtlichen Unannehmlichkeiten aussetzten.

Daß der Chirurg Ernst v. Bergmann in Dorpat studiert und lange Zeit als Professor gewirkt hat, wissen zu viele, als daß man davon zu erzählen brauchte. Weniger

bekannt aber ist es, daß auch der berühmteste russische Chirurg Pirogow in Dorpat seine Ausbildung beendigt hat und als akademischer Lehrer tätig gewesen ist. Anfangs voller Vorurteile gegen alles Deutsche, wurde er erst durch seinen Aufenthalt in Dorpat für das Deutschtum gewonnen, und im Alter noch hat er das Bekenntnis abgelegt, daß er im Grunde seiner Seele Russe, aber den Deutschen und dem Geist deutscher Kultur für immer durch die Bande der Achtung und Dankbarkeit verbunden geblieben sei.

Keine Fakultät hat aber einen so tiefgehenden und mächtigen Einfluß auf das Leben des ganzen Landes ausgeübt wie die theologische. Nach einer längeren Zeit der Stagnation wurde im Jahre 1841 Philippi, der Schüler Hengstenbergs, auf den Lehrstuhl der Dogmatik und systematischen Theologie nach Dorpat berufen. Ihm zur Seite stand als praktischer Theologe Theodosius Harnack, der Schwiegersohn des vorhin erwähnten verehrten Rektors Gustav Ewers und Vater des berühmten Berliner Theologen Adolf Harnack.

Von diesen beiden Männern, Philippi und Theodosius Harnack, ging in den Ostseeprovinzen eine Erneuerung der wissenschaftlichen Theologie im Sinne jener Rückkehr zum Luthertum des sechzehnten Jahrhunderts aus, die gewöhnlich als moderne Orthodorie bezeichnet wird, und der neue Geist ergriff und belebte bald die gesamte baltische Pastorenschaft. Obgleich die beiden hervorragenden Männer schon nach nicht viel mehr als einem Jahrzehnt aus Dorpat an deutsche Universitäten übergesiedelt sind, so hat ihre Wirkung die Zeit ihrer Tätigkeit noch lange überdauert.

Ihr Werk wurde in der glücklichsten Weise von zweien ihrer Schüler fortgesetzt und ausgebaut, die aus dem livländischen Adel stammend, blutjung an ihre Stelle traten: Alexander v. Dettingen und Moriz v. Engelhardt. Der äußerlich Glänzendere von ihnen war wohl der systematische Theologe Dettingen. Außerordentlich vielseitig in seinen Interessen und seiner Bildung, witzig, geistreich, ein Lebenskünstler, übte er durch seine Persönlichkeit einen seltenen Zauber aus und

bot, über die theologische Wirksamkeit hinaus, immer neue reiche Anregungen. Er war auch ein trefflicher Kenner der deutschen Literatur, und seine glänzenden Vorlesungen über Faust und Shakespeare sind allen, die sie gehört haben, in lebhafter Erinnerung. Auch als Rezitator verstand er die Werke der Literatur meisterhaft zu interpretieren. Ein bleibendes wissenschaftliches Verdienst hat er sich als Verfasser der ersten und einzigen Moralstatistik erworben, die ihn in einen gewissen wissenschaftlichen Gegensatz zu Adolf Wagner brachte, der damals als junger Nationalökonom in Dorpat wirkte und noch bis an sein Ende mit Wärme und Rührung jener Zeit gedacht hat.

Der Kirchenhistoriker Engelhardt dagegen zeichnete sich durch die besondere Tiefe und Innerlichkeit seines Wesens aus. Von denen, die seine Wirksamkeit näher gekannt haben, wird er als der getreue Eckehard, als der Charakter und das Gewissen der Universität, auch wohl als der baltische Sichte bezeichnet. Neben seiner speziellen Disziplin, der Kirchen-

geschichte, hatte er der Predigt und Seelsorge seine besondere Aufmerksamkeit gewidmet. Er ist es auch, der eine bedeutende theologische Schule hinterlassen hat. Außer dem berühmtesten seiner Schüler, Adolf Harnack, der immer wieder in beredten Worten betont, wie viel er dem verehrten Lehrer verdanke, sind Bonwitsch in Göttingen, Gebhardt in Leipzig und Zöpfel in Straßburg zu nennen.

Von dem Einfluß, den diese beiden Männer im Leben der baltischen Provinzen geübt haben, kann man sich nicht leicht eine zu hohe Vorstellung machen. Von ihnen ging eine Vertiefung des gesamten gesellschaftlichen Lebens aus, die ich nicht besser charakterisieren kann, als indem ich die Worte wiedergebe, die Julius v. Eckardt darüber gesagt hat:

„Von Weltflucht und ängstlicher Scheu vor den Lichtseiten der irdischen Existenz war bei den Männern der neuen Schule nicht die Rede — was sie lehrten, war eine Lebensbehandlung, welche alle Gebiete des inneren und äußeren Daseins in den Dienst des Gottesreichs zog. Entsprechend der aristokratischen

Struktur des Landes und der diese beherrschenden Gesellschaft wurde dem Bedürfnis nach ästhetischer Gestaltung der äußeren Formen des Lebenszuschnittes ebenso sein Recht gelassen, wie die Freude an den Blüten einer zugleich harmlosen und eleganten Geselligkeit, welche Tanz und Spiel, Jagd und Sport von altersher gepflegt hatte. Voller und rücksichtsloser Ernst wurde dagegen mit der Forderung gemacht, diese und alle übrigen Momente des Lebens, die wissenschaftlichen, wie die künstlerischen und geselligen, in christlichem Sinne „verklärt“, dem religiösen Gesichtspunkt und der kirchlichen Ordnung ein- und unterzuordnen.“

Aber diese Wirkung, bei der die beiden Führer eine Weite des Horizonts und eine Freiheit der Auffassung betätigten, die ihre Anhänger nicht selten in Erstaunen setzte, stand nicht allein. Dem religiösen Bedürfnis der lettisch-estnischen Landbevölkerung wurde durch eine völlig neue Belebung der öffentlichen Gottesdienste und der Seelsorge Rechnung getragen, was einen wesentlichen Anteil daran hatte, daß die früher erwähnte Abfallsbewegung

bald zum Stillstand kam. Auch dem gesamten Schulwesen kam das neue Leben zugute, die Volksschule nahm einen überraschenden Aufschwung, und indirekt war es den beiden Dorpater Theologen zu danken, daß schon in den sechziger Jahren kaum noch Analphabeten unter den Letzten und Ersten zu finden waren. Ohne daß sie sich selbst unmittelbar an politischen Dingen beteiligt hätten, ging doch von dem Dettingen-Engelhardt'schen Kreise auch eine Vertiefung des sozialen Verständnisses aus, das den liberalen Reformen jener Zeit und der Verbesserung der Lage der bäuerlichen Bevölkerung zugute kam.

Die Welle der Russifizierung, die unter Alexander III. über das gesamte öffentliche Leben des Landes hereinbrach und die deutsche Universität Dorpat in eine russische Universität Jurjew verwandelte, kann als ein schulmäßiges Beispiel für die Unzulänglichkeit nationalistischer Gewaltpolitik angesehen werden. Das langsam und lebendig Gewordene und Gewachsene läßt sich nicht plötzlich und künstlich ersetzen. Die Universität wurde nicht nur russisch, sondern

sie verlor mit einem Schlage ihren wissenschaftlichen Wert. Rußland, das ohnehin stets an einem empfindlichen Mangel an akademischen Lehrern zu leiden hat, war nicht in der Lage, einigermaßen tüchtige Kräfte an Dorpat abzugeben. Auch sank das Niveau der Studentenschaft rapide, weil die Aufnahmebedingungen für die Universität Dorpat in unbegreiflicher Weise erleichtert und hier sogar noch die Elemente immatrikuliert wurden, die aus den anderen russischen Universitäten ausgeschlossen waren.

So gelang es der Russifizierung zwar zu zerstören, aber nicht aufzubauen. Deutschtum und geistiges Leben blieb lebendig und behielt in Dorpat einen von der Tradition geweihten Mittelpunkt. Und gerade in den schweren neunziger Jahren klang oft und oft von deutschen Lippen das alte Lied der Burschenschaftler: „Die Form ist zerfallen: was hat's denn für Not? Der Geist lebt in uns allen und unsre Burg ist Gott.“

Studentenleben.

Man mußte sie nur einmal über ihre Pläne nach dem Abiturium reden hören, die jungen Primaner, Oberprimaner oder Muli der drei baltischen Provinzen. Man mußte es sehen, wie denen die Augen vor Stolz und Freude blitzten, die sagen konnten: „Ich gehe nach Dorpat“, wie andere, die etwa das Polytechnikum in Riga beziehen sollten, in stillem Neide dabei standen, und endlich die wenigen, die aus irgendwelchen Gründen auf die Hochschule ganz verzichten mußten, ihre Trauer mühsam unterdrückten. „Ich gehe nach Dorpat“ — das waren Zauberworte höchster Sehnsucht für den baltischen Gymnasiasten der obersten Klassen. Der eine ging „natürlich“ in die „Livonia“, denn sein Vater und sein Großvater hatten schon dazu gehört, und sein Urgroßvater war vielleicht unter ihren Gründern

gewesen. Der andere schwor ebenso natürlich zur „Estonia“, weil seine Familie mit dieser Korporation seit drei oder vier Geschlechtern verwachsen war. „Kuronia“, „Estonia“, „Livonia“ und „Fraternitas Rigensis“, das waren die vier alten, deutschen Studentenverbindungen der Universität Dorpat, von denen die erste auf ein mehr als hundertjähriges Bestehen zurückblicken konnte und die anderen drei schon kurz vor diesem Jubiläum standen, als der Krieg ausbrach. Außer manchen vergänglichen Bildungen gehörte noch die viel jüngere „Neobaltia“ hinzu, die sich hauptsächlich aus den Söhnen deutscher Kolonisten ergänzte, und die „Lettonia“, eine lettische Verbindung, die leider infolge eines Konfliktes vor einigen Jahren aus der Gemeinschaft der anderen austrat, wodurch ein wichtiges gesellschaftliches Band zerrissen wurde, das die Deutschen noch mit der eingeborenen Bevölkerung verknüpfte.

Diese Korporationen bildeten den Dorpater „Chargiertenkonvent“, der ursprünglich mit seiner festen und vortrefflichen Organisation die gesamte Studentenschaft umfaßte. Denn

auch die „Wilden“, wie man dort die Finken-
schaft nannte, mußten sich, zu ihrem eigenen
Vorteil, dem Chargiertenkonvent wenigstens
lose anschließen, indem sie den „Komment
garantierten“, bis, erst in den letzten Jahr-
zehnten, mit der starken Zunahme des für diese
Dinge verständnislosen russischen Elements der
Beitritt freiwillig wurde.

Dieser Dorpater „Komment“, der unter
schweren und langwierigen inneren Kämpfen
seine endgültige Fassung erhalten hat, darf
auch in Deutschland auf Interesse rechnen, da
in ihm manches verwirklicht ist, was schon
lange auch in der reichsdeutschen Studenten-
schaft das Ziel weitverbreiteter Bestrebungen
bildet, hier aber noch immer nicht erreicht
werden konnte. Ich meine damit die vorbild-
liche Ordnung der Ehrengerichte und die Rege-
lung der Duellfrage. In der Dorpater Stu-
dentenschaft ist nämlich der Standpunkt des
prinzipiellen Duellgegnertums längst als gleich-
berechtigt anerkannt, und man hat Mittel und
Wege gefunden, um auch dem „Antiduellant-
ten“ genügende und vollkommene Genugthuung

für jede ihm angetane Beleidigung zu verschaffen.

Nach dem Dorpater Komment sind die Ehrengerichte unter allen Umständen obligatorisch, und jeder Student, der ein Duell ausfechten wollte, ohne sie vorher angerufen zu haben, würde mit sofortiger „Rückung“, das heißt mit Verruf bestraft werden. Die Dorpater Burschenschaft war in der Lage, unbedingten Gehorsam gegen ihre Verfassung durchsetzen zu können. Es gab ja keine anderen Universitäten und keine anderen studentischen Kreise, zu denen der Geruckte flüchten konnte. Daher wäre denn einer, der sich den Gesetzen nicht hätte fügen wollen, tatsächlich ausgestoßen gewesen, und zwar nicht nur aus der Studentenschaft, sondern aus dem Lande, da die Korporationen in hohem Maße die ganze baltische Gesellschaft repräsentierten. Fälle von Widersetzlichkeit gegen die studentische Verfassung, die der einzelne gleich bei seinem Eintritt ehrenwörtlich garantierte, kamen daher so gut wie gar nicht vor.

Nun setzt das Ehrengericht in jedem Falle

mündliche Erklärungen fest, die der Eigenart und Schwere des vorliegenden Ehrenhandels angemessen sind. Wenn beide Gegner Duellanten sind, so steht ihnen außerdem die Wahl der Waffen frei, aber auch in diesem Falle kann, nach dem Ermessen des Beleidigten, die Angelegenheit durch die vorgeschriebenen mündlichen Erklärungen beigelegt werden. Ist aber nur eine der Parteien Duellgegner, so scheidet die Möglichkeit des Duells aus, die Abgabe der Erklärungen ist für beide Teile verbindlich und gilt als eine vollkommene und befriedigende Erledigung des Falles. Selbst wenn einer der Gegner, seinem persönlichen Gefühl nach, mit der Entscheidung des Ehrengerichts nicht übereinstimmen sollte, so braucht er sich nicht dagegen zu sträuben, denn ein etwaiger Irrtum fällt, nach dem Komment und der herrschenden Anschauung, auf das Ehrengericht zurück, und seiner persönlichen Ehre ist in jedem Falle ausreichende Satisfaktion zuteil geworden. Die Durchführung dieser Gesetze hat seinerzeit heftige Kämpfe gekostet. Sie haben sich aber seitdem im Bewußtsein der

Studentenschaft und der baltischen Gesellschaft so völlige Geltung verschafft, daß die Duellgegner schon lange genau dasselbe Ansehen genießen und genau dieselbe Möglichkeit haben, ihre Ehrenhändel auf eine noble und einwandfreie Weise beizulegen, wie jeder andere — ein Ziel, das im Deutschen Reich noch immer nicht verwirklicht werden konnte.

Auch sonst ist manches im Leben der Dörptschen Korporationen interessant und bemerkenswert. Sie spielten, den besonderen Verhältnissen des nach außen sehr isolierten Landes entsprechend, auch im gesellschaftlichen Leben der Provinz eine ungewöhnlich große Rolle, was dazu beitrug, die Zugehörigkeit zu einer der alten Korporationen für jeden jungen Balten zu einem Ziele höchsten Strebens zu machen. Dies hatte seine guten und seine gefährlichen Seiten. Die Korporationen haben in hohem Maße daran mitgewirkt, innerhalb der baltischen Gesellschaft vortreffliche Traditionen zu schaffen und hochzuhalten und ein feines und entwickeltes Ehrgefühl auszubilden. Andererseits aber war das korporelle Leben

für den jungen Studenten so wichtig, daß das eigentliche Studium daneben zunächst in den Hintergrund trat. „Ich gehe nach Dorpat“, sagte stolz der Mulus, und nicht „Ich studiere Jurisprudenz oder Medizin.“ Eine große Versuchung war es auch, daß die Wichtigkeit des korporellen Lebens allgemein so anerkannt war, daß es für verzeihlich galt, wenn der unbemittelte Student, um „mitleben“ zu können, weit über seine Verhältnisse hinausging, und so mancher hat daher noch jahrelang schwer an den Schulden zu tragen gehabt, die er als Student in Dorpat auf sich geladen hatte. Diese Gefahr war um so größer als eine gewisse Neigung zu einem Leben auf breiter Basis im baltischen Charakter liegt und dem Studenten ein fast unbegrenzter Kredit zur Verfügung stand. Jedem, dem der Boden daheim zu heiß geworden wäre, stand ja schließlich das ungeheure russische Hinterland noch offen, in dem man von seinen Jugendsünden nichts gewußt hätte und er stets eine gute und auskömmliche Position hätte finden können. Daß verhältnismäßig nur sehr wenige an

diesen Gefahren zugrunde gegangen sind, ist ein Beweis dafür, welcher ein fester Halt schließlich doch in den guten Traditionen und dem engen Zusammenhang der baltischen Studentenschaft und Gesellschaft lag. Seine gesellschaftliche Stellung in der Heimat zu verlieren, das wäre eben das schlimmste Schicksal gewesen, das einen Balten treffen konnte.

Der historisch bedingte Charakter der baltischen Gesellschaft ergab eine wesentlich aristokratische Zusammensetzung und Struktur der alten Korporationen, denn auch die Bürgerlichen sind in den Ostseeprovinzen, wie früher erwähnt, ihrer Lebenshaltung nach eigentlich Aristokraten. Dennoch vertraten gerade die Studentenverbindungen erfreulicherweise ein wesentlich demokratisches Prinzip: nicht Rang und Stand konnte in ihnen Ansehen verleihen, sondern allein die persönlichen Eigenschaften. Wer sich einmal innerhalb einer der alten Korporationen zur Geltung gebracht hatte und als farbentragendes und voll stimmberechtigtes Mitglied in ihren engeren Verband aufgenommen worden war, galt auch sofort und

sein Leben lang als gesellschaftlich vollwertig, selbst wenn er aus niederem Stande oder aus der eingeborenen Bevölkerung des Landes hervorgegangen war. Diese Aufnahme in den engeren Verband der Landsmannschaft galt nämlich als eine Auszeichnung, die längst nicht allen zuteil wurde. Die Livonia beispielsweise soll Zeiten erlebt haben, wo die „Schwarzen“, die dieser Ehre nicht gewürdigt wurden, zahlreicher waren, als die Farbenträger. Über der Bedeutung, die den Korporationen im Leben des Landes zukam, war man geneigt zu vergessen, daß es doch blutsjunge Menschen waren, die hier die Ehren verteilten, und daß die Eigenschaften, die in ihrem Kreise Ansehen und Beliebtheit verliehen, nicht immer dieselben waren, die den Wert des reifen Mannes begründen. Mancher vortreffliche Mann hat daher noch lange schwer und bitter daran getragen, daß ihm als Student die korporellen Ehren versagt geblieben waren. Auch dies läßt sich natürlich nur verstehen, wenn man die einzigartige Stellung der Korporationen im Leben des Landes in Betracht zieht.

Interessant sind auch die Formen, die die Erziehung der Fuchse, dort „Fuchschinden“ genannt, angenommen hatte. Die Fuchse wurden auf eine besondere Weise, die sich durch die langjährige Praxis zu einer virtuoson und komplizierten Technik entwickelt hatte, „geschunden“, das heißt aufgezogen, geneckt, provoziert und sogar beleidigt, mit der ausgesprochenen Absicht, ihre Sicherheit im Verkehr und ihre Schlagfertigkeit zu erhöhen und sie dafür zu erziehen, daß sie in schwierigen Situationen die Rechte ihrer Persönlichkeit zu wahren lernten. Es liefen dabei freilich recht herbe und sogar rohe Scherze mit unter, aber im ganzen hatte diese Fuchserziehung doch eine heilsame Wirkung, und wer diese harte Schule, die für manchen eine richtige Qual bedeutete, durchgemacht hatte, wurde dadurch gewiß befähigt in unerwarteten und heiklen Lagen seinen Mann zu stehen. Doch hängt damit wohl auch die leicht erregbare Empfindlichkeit und Kampfbereitschaft zusammen, die dem Ausländer häufig im Verkehr mit den Balten auffällt.

Es ergaben sich bei dieser Fuchserziehung oft die allerheitersten Episoden. So war ich einmal Zeuge, wie der allzufrüh verstorbene junge Dichter Karl von Freymann als älteres Mitglied der Livonia sich einen Fuchs vornahm und sich den Anschein gab, ihn ernsthaft auf seine Ehrbegriffe prüfen zu wollen. Im Verlaufe des Gesprächs ergab sich folgendes Dilemma: wenn der Fuchs auf einer Seefahrt Schiffbruch gelitten und sich schwimmend zu einer steilen Felseninsel gerettet hätte, an deren Rand ein großer Affe säße und seinen Schwanz zum Wasser herabhängen ließe; würde es da mit der Ehre und den Repräsentationspflichten eines Livländer Fuchses vereinbar sein, mit Hilfe dieses Affenschwanzes auf die rettende Insel hinaufzuklimmen? Nach einer längeren philosophischen Diskussion über den Wert der Ehre und des Lebens hatte Freymann den Fuchs soweit verwirrt, daß er zu allgemeiner Heiterkeit feierlich erklärte lieber tausend Tode sterben zu wollen, als sein Leben auf eine so unwürdige Weise zu erhalten.

Aber nicht immer wurden die Füchse „ge-

schunden". Besonders auf den herbstlichen Fuchsausflügen, die sie unter Führung des „Oldermanns“ und in Begleitung älterer Burschen alljährlich zu unternehmen pflegten, hatten sie Schonzeit. Diese Ausflüge gingen zu Wagen und zu Pferde nach den wunderschönen bewaldeten Inseln des „Heiligen Sees“ oder mit der Eisenbahn nach den lieblichen Hügeln der „Livländischen Schweiz“ mit den Ordensruinen von Wenden und Segewold. Dort, an den denkwürdigen Stätten livländischer Vergangenheit, verbrachten sie voll Frohsinn und Übermut köstliche Tage unbefangener Freiheit und Burschenlust, und auch den geplagten Fuchslein eröffnete sich ein Ausblick in die goldene Zeit echter Kameradschaft und treuester Freundschaft, die ihnen winkte, wenn sie erst ihr peinliches Probejahr überstanden hätten.

Aus Küche und Keller.

Ein baltisches Notrezept besagt: „Wenn man nichts mehr im Hause hat und plötzlich Gäste bekommt, so geht man in den Eiskeller und nimmt einen Kalbsbraten.“ Es mag dabei eine kleine scherzhafte Übertreibung mit im Spiele sein, aber es bezeichnet ein charakteristisches Merkmal der baltischen Wirtschaft, in der die Reichlichkeit aller Produkte dazu verführen konnte, einen Kalbsbraten als das bescheidenste Existenzminimum anzusehen, und es als eine Notlage zu betrachten, wenn man weiter nichts auf den Tisch zu setzen hatte. Und auch der „Eiskeller“ ist charakteristisch, denn jedes Haus, das etwas auf sich hielt, bedurfte eines solchen, um darin, je nach der Jahreszeit, die umfangreichen Vorräte aller Art aufzuspeichern, die in den folgenden Monaten dem Unterhalt der Familie dienen sollten. Wenn die anhaltenden Fröste des

nordischen Januars die Eisschicht auf Flüssen und Seen zu ihrer größten Stärke haben anwachsen lassen, dann sieht man allenthalben in der Nähe der Städte die Esten und Letten bei der Arbeit. Die typische Pelzmütze mit den mächtigen Ohrenklappen auf dem Kopf, bekleidet mit nackten Schafpelzen, Filzstiefeln und riesigen Fausthandschuhen, sägen sie mit der Hand die meterdicken blauen Blöcke aus dem Eise und verladen sie auf niedrige Schlitten, die mit den kleinen munteren Estenpferdchen bespannt sind. Der Schnee knirscht unter den Rufen, im Licht der klaren Wintersonne leuchten die Schnittflächen der gewaltigen Eisquadern in allen Regenbogenfarben, wenn diese Schlitten tagelang, wochenlang durch die Straßen der Stadt ziehen, bis alle Keller genügend vollgepackt sind, damit das Eis vorhalten kann, bis im nächsten Jahr die Fröste wieder einsetzen. Denn an Ersatz durch Kunsteis ist natürlich nicht zu denken, weil es einfach keine Eisfabriken gibt.

* Überhaupt steht alles Künstliche bei der baltischen Küche in schwerem Mißkredit, weil

ja die Natur das Echte noch reichlich genug darbietet. Kunsthonig? Man zuckt verächtlich die Achseln. Backpulver? Der anständige Mensch backt nach alter Weise mit Hefe. Margarine? Ein unbekannter Begriff, dessen sagenhafter Name nur die Vorstellung von etwas unsäglich Schauerhaftem und Abscheulichem erweckt. Wozu braucht man denn die Margarine, wo es noch so viel Butter gibt, daß die Köchinnen in wohlhabenderen Häusern, wenn sie ein Beefsteak braten wollen, das Holzfeuer im Herde mit einem kräftigen Löffel Butter zu stärkster Glut zu entfachen pflegen.

Aber das Mißtrauen des Balten richtet sich nicht nur gegen das Künstliche, sondern auch gegen alles, was nicht im eigenen Hause hergestellt ist. Eingemachte Gurken, Früchte oder Kompotts, die im Laden gekauft sind, ißt er nur mit Widerwillen. Wer kann da wissen, wie sie gemacht sind. Im eigenen Hause geht es freilich auch sehr appetitlich her, wenn in der guten Jahreszeit eine fieberhafte Thätigkeit entfaltet wird, um die gewaltigen Vorräte für den Winter herzustellen.

Bei schönem Wetter geht die Arbeit gewöhnlich im Garten vor sich, wo man ans Backsteinen einen provisorischen Herd errichtet hat, auf dem in riesigen kupfernen Kesseln Beeren und Zucker sieden. Alle Dienstboten sind damit beschäftigt, das Obst zu reinigen oder Erbsen zu „bulstern“, die Damen des Hauses beteiligen sich bei der Arbeit, und auch die Kinder werden angestellt und dürfen zur Belohnung hinterher von dem abgeschöpften süßen Schaum naschen.

Selbst die Würste werden nach Möglichkeit zu Hause hergestellt, obgleich man sich auf diesem Gebiet schon zu beträchtlichen Konzessionen hat entschließen müssen. Aber in den kleineren Städten halten sich viele Familien noch ein Schwein, um „eigene“ Schinken und Würste zu erzielen. Das wichtigste dabei aber sind die berühmten „Palten“, jene baltische Nationalspeise, die zu Beginn des Krieges öfters erwähnt wurde, als Beispiel, wie man die Mehlvorräte durch tierisches Blut strecken könnte. In der Tat werden die Palten durch ein kompliziertes Verfahren aus verschiedenen

Mehlsorten und Schweineblut hergestellt und sind eine hervorragende Delikatesse, für die Kriegswirtschaft aber sind sie nach ihrer Zusammensetzung kaum geeignet, schon deshalb nicht, weil eine reichliche Sauce aus saurer Sahne und Butter dabei eine unerläßliche Zugabe ist.

Nicht alle baltischen Nationalgerichte werden freilich dieselbe uneingeschränkte Anerkennung finden. Da ist z. B. die kurische „saure Grütze“, deren Genuß nicht nur für den Ausländer ein höchst zweifelhaftes Vergnügen ist, sondern schon bei Liv- und Estländern meist auf heftige Abwehr stößt. Für den Kurländer aber ist sie so sehr der Inbegriff heimatlicher Jugenderinnerungen geworden, daß er sich nach langer Abwesenheit, wie baltische Autoren berichten, erst wirklich heimisch fühlt, wenn er einen Teller „saure Grütze“ gegessen hat und seine daheimgebliebenen Landsleute sehen, wenn sie ihm noch schmeckt, darin einen untrüglichen Prüfstein dafür, daß er ein echter Kurländer geblieben ist.

Der Fremde wird eher bei den Schnäpsen

auf seine Kosten kommen, die, unbeschadet der berühmten Fabriken in Eckau und Stockmannshof, ebenfalls meist zu Hause hergestellt werden. Auch die anderen beiden Provinzen leisten darin Hervorragendes, aber die Krone gebührt nach allgemeiner Ansicht auf diesem Gebiet der kurischen Hausfrau. Aus Apfelsinen, Zitronen und aller Art Beeren und Früchten versteht sie köstliche alkoholische Extrakte hervorzuzubereiten, aber auch junge Kirschblätter und mancherlei würzige Kräuter treten in den Dienst dieser trefflichen Kunst. Die Balten haben nämlich, wahrscheinlich aus Rußland, die kulinarisch hervorragende Sitte übernommen, ihre Mahlzeiten mit einer Vorspeise einzuleiten, die sie mit dem guten alten Wort „Imbiß“ bezeichnen. Bei dieser Gelegenheit kommen dann die in reicher Auswahl zur Verfügung stehenden Schnäpse zur Geltung, wobei man gut tut, nach dem Wort Brillat-Savarins einen scharfen zum Rachenputzen und einen milden zum Schmeidigen zu wählen.

Ich kann sie hier nicht aufzählen, alle die abwechslungsreichen und appetitlichen Dinge,

aus denen solch ein baltischer Imbiß besteht. Ich will nur die verschiedenen „Pfännchen“ erwähnen, wie der Balte, der sich überhaupt für manches Fremdwort den guten deutschen Ausdruck erhalten hat, alle Arten von gebackenen Ragouts nennt, delikate Fleischpfännchen, Fischpfännchen, Pilz- und Gehirnpfännchen. Von den Fischen, die natürlich auch dazu gehören, will ich nur zwei Arten nennen, weil sie spezifisch baltisch sind, die Revaler „Kilos“ und die „Kebse“. Die „Kilos“ sind eine Art Anchovis, nur sind die ganzen kleinen Fische auf eine besonders raffinierte Weise in Büchsen eingemacht. Die „Kebse“, ein Fisch von der Größe eines kleinen Bücklings, gehören zur Familie der Lachse, kommen nur noch in den livländischen Seen Wirtsjärw und Peipus vor und werden meist geräuchert genossen. Auf die Gefahr hin, für einen blinden Lobredner der baltischen Dinge gehalten zu werden, muß ich behaupten, daß diese beiden kleinen Fische, die in den Ostseeprovinzen wegen ihrer Häufigkeit nicht einmal übertrieben geschätzt werden, in gastronomischer Beziehung einen Gipfel dar-

stellen; wer es nicht glaubt, dem kann ich nur raten, wenn wieder Friede ist, hinzufahren und es nachzuprüfen.

Und wenn er ein Liebhaber von Krebsen ist, so wird er auch dabei immer noch auf seine Rechnung kommen, wengleich um die Wende des Jahrhunderts die Krebspest auch unter den baltischen Beständen dieser vornehmsten Schalentiere leider beträchtlich ausgeräumt hat. In den neunziger Jahren waren die Ostseeprovinzen für den Krebsfreund ein gelobtes Land, sowohl was die Größe als was die Menge der roten Gesellen betraf. Und auch der Krebsfang war ein unerschöpfliches Vergnügen, das mit außerordentlich geringen Umständen verbunden war. Der Fang mit dem Kescher wurde zwar betrieben, aber man konnte auch darauf verzichten und einfach mit den Händen krebse. Ich bin selbst mit dabei gewesen, als im Lauf eines schönen Sommermittags in einem flachen und steinigen Bach am estländischen Strande mit leichter Mühe mehrere hundert große Krebse gefangen wurden. Es bedurfte dazu gar keiner Vor-

bereitungen. Man zog sich Schuhe und Strümpfe aus, trat ins Wasser und brauchte nur noch die Steine beiseite zu schieben, um die braunen, krabbelnden Burschen mit Händen greifen zu können. Allerdings bedarf es dazu einer gewissen Geschicklichkeit, denn der Krebs ist im Wasser sehr behende, und wenn man ihn nicht vorsichtig von hinten packt, so ist er weg, ehe man sich's versieht.

Noch hübscher ist eigentlich das Krebsen in warmen Sommernächten an den seichten Ufern livländischer Seen. Da wird an der Spitze des flachen Bootes ein Rost befestigt, in dem man ein Paar kräftige, harzige Kienspäne in Brand setzt. Bei ihrem rot flackernden Schein fährt man mit lautlosem Ruderschlag am Ufer entlang und sucht den flachen Sandboden des Sees nach den überraschten Krebsen ab. Hat man seine Beute beisammen, so fährt man an Land und wählt sich auf dem Rasen einen geeigneten Lagerplatz. Im Handumdrehen ist ein munteres Feuer angemacht, das Wasser im Kessel siedet und wird mit Salz und den nötigen Kräutern versehen, um die Krebse

gleich an Ort und Stelle zu kochen und zu verzehren. Aus dem nächsten Krüge ist schnell eine Flasche Eckauer Kümmel herbeigeschafft, denn das gehört dazu, und nun kann's losgehen.

Dabei fällt mir ein, daß ein Balte einmal in Gesellschaft erwähnte, er könne sich nicht erinnern, jemals mehr als zwanzig Krebse gegessen zu haben. Erstaunt wurde er gefragt, wie das zugehe, denn zwanzig Krebse sind für die dortigen Verhältnisse nicht viel. „Das ist ganz einfach,“ sagte er bescheiden, „zu jedem Krebschwanz gehört doch ein Kümmel. Und wenn ich vielleicht auch mehr als zwanzig Krebse gegessen haben mag, erinnern kann ich mich jedenfalls daran nicht mehr.“

Wer aber die Verbindung von Krebschwanz und Kümmel für weniger unauflöslich hält, als dieser junge Recke, der wird solche baltische Nächte nicht vergessen. Das flackernde Feuer, um das sich die jungen, fröhlichen Gestalten geschart haben, der muntere Klang frischer Studentenlieder, „Stoßt an, Dorpat soll leben“, oder „An der Ostsee Strand liegt mein Vaterland, lieb's von ganzer Seele. Aber

meine Kehle, aber meine Kehle ist zu Haus am Rhein, ja Rhein, ja Rhein, dürstet nur nach Wein, ja Wein.“ Und in den Pausen wieder die Stille der dämmernden nordischen Sommernacht, die nur von Froschgequarr und Drosselschlag, von Nachtigallensang und Käzchenruf unterbrochen wird, bis, noch ehe der helle Schein im Westen ganz verloschen ist, der rote Sonnenball im Osten wieder hervorstiegt und die Nachtschwärmer den verlorenen Schlaf durch ein frisches Bad im See ersetzen.

Kinderglück.

Das war ein Glück für den kleinen Peter, den Sohn des Hofgerichtsadvokaten und Syndikus des Rats, daß seine Eltern in der alten, kleinen Stadt Fellin lebten und nicht in Riga. Er war schon einmal mit Mama in Riga gewesen. Aber da hatte es ihm gar nicht gefallen. Als er auf der Fahrt vom Bahnhof zum Hotel mit einem Male die hohen Häuser sah, drei oder vier Stockwerke hoch, da konnte er es gar nicht glauben, daß solche hohe Häuser auch eben so sicher stünden, wie die einstöckigen in Fellin. Die mußten doch gewiß zuweilen plötzlich einstürzen. Aber er ließ es sich nicht anmerken, daß er ganz ängstlich geworden war. Nur ganz im stillen faltete er die Hände und betete leise: „Lieber Gott, bitte, mach' doch, daß wir hier nicht in einem solchen hohen Hause schlafen müssen.“ Und dann gab es in Riga gar keine richtigen Gärten, und die

Stadt nahm überhaupt kein Ende, und es roch immer so nach Rauch und anderen Sachen.

In Fellin war das alles ganz anders und viel schöner. Da wohnten sie allein in ihrem Hause, seine Eltern, seine Brüder und er. Und hinter dem Hause hatten sie einen schönen Garten mit vielen Rosen. Die blauen Vinkas mit den dunklen glänzenden Blättern und Ranken und die samtenen Aurikeln liebte er auch sehr. Er hatte auch einen eigenen kleinen Platz im Garten, da durfte er bauen, was er wollte. Da zog er außer Blumen natürlich auch Dill und Petersilie. Denn die konnte er an Mama verkaufen, und das Geld sparte er sich dann auf für die russischen Buden zur Jahrmarktszeit im Februar. Wenn er auf den hohen Ahorn im Garten kletterte, dann konnte er über die Dächer weg die nahen bewaldeten Hügel sehen, die man „die Berge“ nannte, von deren höchstem die schönen Ruinen der Ordenskomturei herüberschauten. Und wenn er wollte, dann konnte er schon in fünf Minuten drüben sein und in den Ruinen herumklettern. Wenigstens in den „leichteren“. Die

„schweren“ (nämlich zum Klettern natürlich) mußte er vorläufig noch neidvoll seinen älteren Brüdern überlassen, den Landeschülern. Hoch waren die gewandt! Besonders Walter. Der war einer von den Gewandtesten aus dem ganzen ritterschaftlichen Landesgymnasium, und darauf war Peter sehr stolz. Und weiter konnte Peter von seinem Platz im Ahorn zwischen den Giebeln hindurch auch ein Stück von dem schönen blauen Zelliner See und von den feuchten Wiesen sehen, auf denen es so schöne Vergißmeinnicht gab und die großen gelben Ankerknypen und die rosa Schwalbenaugen. Wenn er vom Baum hinunterstieg, dann hatte er gleich dabei seinen großen Sandhaufen, die Pressschaukel und die Schwingschaukel, auf der man so hoch fliegen konnte, daß man die mittleren Äste des Ahorns berührte. Das war ein bißchen gefährlich, weil dann schon die Stricke etwas schlaff wurden, aber das war eben der Witz. Bei der Pressschaukel bestand der Hauptwitz darin, sich zu zweien daraufzustellen und dann den anderen herunterzupressen.

Am schönsten aber war es im Garten, wenn Papa dabei war und man ihm „helfen“ konnte, während er seine Rosen pflanzte oder okulierte. Papa machte dabei immer so eine merkwürdige kauende Bewegung mit dem Munde. Das war eigentlich komisch, aber wenn Peter zuweilen Rosen okulieren spielte, dann machte er doch die Bewegung getreulich nach. Und wenn Papa des Abends die Blumen begoß, dann wirkte Peter immer mit seiner kleinen Gießkanne eifrig mit.

Überhaupt war es eigentlich immer am schönsten, wenn Papa dabei war. Denn Peter hatte ihn wahnsinnig lieb. Außerdem konnte Papa eigentlich alles. Zum Beispiel, wenn sie zu Martini eine Gans gehabt hatten, dann verstand Papa aus dem sauber gereinigten Gerüst einen „Gänsebock“ zu machen. Nämlich mit einer Schnur und einem Hölzchen. Wenn es fertig war, dann drehte man die Schnur zusammen, bis sie ganz angespannt war, und ließ den Gänsebock durchs Zimmer springen. Und dann machte Papa großartige Papierdrachen, die waren sehr groß, ganz einfach,

viereckig, aus blauer Papp und langen, dünnen Holzspänen geflebt. Aber es waren die besten von ganz Fellen. Wenn sie ihren Drachen bei gutem Winde auf der Wiese am See steigen ließen, dann stieg er immer viel höher als alle anderen und wirklich sehr hoch, bis er schon ganz klein wurde, denn Papa hatte dafür eine sehr lange und dünne Schnur auf einer Drehspule, die man bis zum Schluß ablaufen lassen konnte. Das war eine Lust!

Das Kinderzimmer lag neben Papas großem Kabinett. Das wollte er so. Er hatte zwar viel zu arbeiten, aber er fand doch immer die Zeit, mit dabei zu sein, wenn etwas Schönes im Werke war. Zum Beispiel beim Eierfärben zu Ostern, oder vor Weihnachten, wenn die Nüsse vergoldet wurden. Dann setzte sich die ganze Familie an den großen Tisch, man tauchte die Walnüsse und Haselnüsse in Eiweiß und beklebte sie mit Goldschaum. Und Mama erzählte dabei die wunderschönen Grimmschen Märchen. Und plötzlich duftete dann eines Abends das ganze Haus nach Tannen. Dann waren estnische Bauern gekommen und hatten

die hohe, regelmäßige Tanne mitten in Papas Kabinett aufgestellt. Dann schlich Peter im Dunklen um die Tanne herum, schmiegte sich leise an die Zweige, sog den Duft der Nadeln ein und stellte sich vor, wie der Baum aussehen würde, wenn an jedem Zweiglein an der Spitze eine goldene Haselnuß hängen würde, und, wo die Zweige zusammentreffen, eine Walnuß, und mehr als hundert gelbe Wachlichte, die so stark nach Honig rochen, überall verteilt und über dem Ganzen ein Schleier von goldenem Engelshaar. Aber dann durfte man nicht mehr ins Kabinett hinein bis zum Weihnachtsabend.

Peter hatte natürlich die allergrößte Meinung von Papas Macht und Bedeutung. Im Kabinett stand nämlich neben dem Schreibtisch ein hohes Stehpult, in dem Papa das Geld verwahrte. Und wenn etwas zu zahlen war, dann schloß Papa das Stehpult auf und bezahlte es. Es war noch nie vorgekommen, daß er etwas nicht bezahlen konnte. Peter konnte sich gar keine Vorstellung von den uuerschöpflichen Schätzen machen, die da verborgen sein

mußten. Einmal hörte er mit Erstaunen, wie die Brüder davon schwatzten, ob Papa eigentlich reich sei. Da erklärte er voller Überzeugung: „Papa ist sicher so reich, daß er die ganze Welt kaufen kann, wenn er will. Er geht einfach an das Pult und bezahlt sie.“ Das ließ er sich auch nicht ausreden. Papa wollte nur nicht. Wozu brauchten sie denn auch die ganze Welt. Sie hatten ja alles, was sie brauchten.

Als Peter etwas älter geworden war, da kam etwas Herrliches. Dann ging Papa zuweilen mit ihm auf und ab, durch den Saal und das Kinderzimmer und das Kabinett. Die Hände hatten sie dabei im Rücken so verschränkt, daß sie sich umdrehen konnten, ohne loszulassen. Das war auch so ein feiner Kniff von Papa. Und im Gehen erzählte Papa die Geschichten aus der Odyssee und aus der Ilias. Dann hörte Peter mit atemloser Spannung zu und nahm leidenschaftlich für die edlen Trojaner Partei. Er konnte sich gar nicht damit abfinden, daß Troja zerstört worden war. Und bei seinen Spielen war er immer Hektor und

träumte davon, daß er den Achilles besiegte und daß alles ganz anders gekommen wäre.

Mit Mama war Peter natürlich auch ein Herz und eine Seele. Am schönsten war es, wenn sie ihn abends zu sich auf das Sofa nahm, die biblischen Bilder mit ihm besah und die wunderschönen, milden Geschichten vom lieben Herrn Jesus dazu erzählte. Dann wurde Peters Herz ganz groß und weich vor Glück. Oder wenn sie sich mit ihm und den Brüdern ans Klavier setzte und sie zusammen die Reineckeschen Kinderlieder sangen. „Ich seh' ein Schifflin fahren“, das liebte er am meisten, das hatte solch eine wunderbare Melodie. „Der Rumpf, das ist ein Blumenblatt, der Mast ein Rosendorn. Ein Käfer steht am Steuerrad, ein anderer steht vorn.“ Das konnte man sich so schön vorstellen, schaukelnd im Abendwind auf den Wellen. Und das andere war so lustig, vom „König Artur von Engeland, der war ein braver Mann. Er stahl sich Eier, Mehl und Speck und eine Kuchenpfann.“ Man schmeckte dabei ordentlich schon den Eierkuchen. Ach, und Mama hatte noch viele schöne Sachen, die

prächtigen Speckterschen Fabeln vom „Bettelmann, hat ein kohlschwarz' Köcklein an“, und vom Möpschen und Spizschen“, und all die anderen mit den feinen Bildern. Und dann Robert Reinicks „Märchen, Lieder und Geschichten“, und dann noch ein altes Kinderbuch aus der Zeit, wo Mama selbst noch klein war, das hieß „Der Kinder Lust“ und war herrlich. Abends brachte Mama ihren Peter gewöhnlich selbst ins Bett, oder sie kam wenigstens noch zu ihm herauf und sang mit ihm zweistimmig ein Abendlied „Nun ruhen alle Wälder“, oder „Breit aus die Flügel beide und nimm dein Küchlein ein“. Das liebte Peter sehr, man konnte so wunderschön gleich danach einschlafen. Nur das „Küchlein“ gefiel ihm nicht sehr, das wollte er eigentlich nicht sein.

Peter ging noch bei Herrn Herbig in die Vorschule zum Landesgymnasium. Herr Herbig war aus Deutschland, aus Koblenz am Rhein, und sprach so ausländisch. Er war sehr streng und hatte immer einen Kartenstock bei sich. Im Landesgymnasium streckte er zuweilen die Jungen übers Knie und gab ihnen mit dem

Stoß eine Tracht Prügel, worauf sie dann sehr stolz waren, denn das schmerzte zwar sehr, war aber eigentlich eine Ehre, denn es bewies, daß man ordentlich „Skandal gemacht“ hatte und nicht „weibisch“ war. In der Vorschule hatte aber Herr Herbig seinen Stoß nur zum Zeigen benützt. Peters glühender Wunsch, in die Landesschule zu kommen, ging aber nicht in Erfüllung, denn sie wurde von der russischen Regierung geschlossen, und die Brüder mußten nach Dorpat in eine Schule mit russischer Unterrichtssprache gegeben werden.

Schon vorher war einmal ein sehr ernster Tag gewesen. Da hatte Papa seinen Frack angezogen und war zu einer Feier gegangen. Aber daß es keine fröhliche Festlichkeit war, das merkte Peter sehr gut. Als er danach fragte, da sagte man ihm, es sei die Schlußfeier für die Landesjustiz, die jetzt abgeschafft sei, denn die Regierung habe die Justizreform eingeführt. Was das eigentlich war, verstand Peter nicht so recht, aber jedenfalls mußte Papa dann für mehrere Monate nach Rußland gehen, um Russisch zu lernen, wenn er im Amt bleiben wollte.

Da war es denn eine Zeitlang sehr still in ihrem Hause, und Peter freute sich besonders, wenn das alte Fräulein v. Keuz zu ihnen zu Besuch kam. Die war nämlich seine Pate, und er nannte sie „Zantchen Keuz“, und Mama und Papa nannten sie auch so. Zantchen Keuz wohnte im Felleriner adligen Fräuleinstift. Da war es sehr hübsch mit den langen, hellen Korridoren, den grünen Blattpflanzen und den schönen, alten Mahagonimöbeln. Jedes Zimmer war anders, denn die Damen richteten sich immer mit ihren eigenen Sachen ein, alten Bildern, Erinnerungen und Erbstücken. Die Äbtissin des Stifts war eine Gräfin Igelström und stand bei den andern Stiftsdamen, die auch alle von altem und ältestem Adel waren, in hohem Ansehen. Peter hatte vor ihr einen unbegrenzten Respekt, denn es war die einzige Gräfin, die er in seinem Leben gesehen hatte. In Livland gibt es nämlich nur ganz wenige Grafen, und nicht so viele, wie in Kurland. Nur einmal war noch ein Graf Keyserling bei Papa gewesen, den hatte sich Peter heimlich auch groß angeguckt. Es war

ein sehr großer und dicker Herr, und man sah es ihm eigentlich gar nicht gleich an, daß er ein Graf war.

Also Peter liebte Tantchen Reuz zärtlich, und wenn er wußte, daß sie zu Besuch kommen würde, dann paßte er schon am Fenster auf, bis er die kleine und zierliche alte Dame über den Markt herüber kommen sah. Dann sprang er ihr im Flur entgegen und umarmte und küßte sie. Wenn er fragte, was sie ihm mitgebracht habe, dann sagte sie lächelnd mit leiser und geheimnisvoller Stimme: „Ein silbernes Nixchen und ein goldenes Warteinweilchen in einem niemalenen Büchsen.“ O, wie das klang, das läßt sich gar nicht beschreiben, so glitzernd und vielverheißend, und dann war doch eine Enttäuschung und eine Sehnsucht dabei, die eigentlich fast noch schöner war als die Freude über das, was Tantchen Reuz dann doch aus ihrem Beutel zog.

Sie wußte noch andere alte und merkwürdige Sprüche. Wenn sie zum Beispiel mit Ernst und Bedeutung ganz langsam sagte: „Ente Potente saß auf der Bank, Ente Potente lag

unter der Bank, — da kamen die Herren von Iken und Aken, konnten Ente Potente nicht wieder maken“, so war das ein unerschöpflicher Gegenstand für die Kinderphantasie, die eine ganze Tragödie und die Unbeständigkeit alles menschlichen Glücks in diesem Sprüchlein fühlte. Peter war dann ganz traurig und spann im stillen die Geschichte von Ente Potente fort, sah ihn anfangs heiter und strahlend in Erfolg und Glanz, und später bleich und kalt, und war erschüttert darüber, daß sogar die Herren von Iken und Aken, die er sich lebhaft als gelehrte, weise und berühmte Männer mit langen grauen Bärten vorstellte, ihn „nicht wieder maken“ konnten. Er tröstete sich erst wieder, wenn er mit Mama und Tantchen Kreuz bei Kaffee und Kuchen saß am weißgedeckten, blumengeschmückten Tisch, und Tantchen Kreuz mit ihren feinen Fingern die Tasse so zierlich zum Munde führte und zu Mama sagte: „Mathildchen, bei Ihnen ist alles so soigniert.“

In einem kühlen Grunde.

Wenige Kilometer von der kleinen livländischen Stadt Werro liegt die staatliche Domäne oder, wie man dort sagt, das „Kronsgut“ Kaseritz in landschaftlich außerordentlich reizvoller Gegend. Ein mannigfaltig gewelltes Hügelland, wenig Felder, mehr Wiesen, aber vor allem ein weiter, köstlicher Wald, alte Kiefern und Fichten, hie und da mit Birken und verschiedenartigem Laubholz vermischt. In einem stillen Tale, rings von bewaldeten Hügeln umgeben, leuchtet wie ein Kleinod der wunderschöne Kaseritzer See. In ihn ergießt sich ein Bach, dessen Wellen noch bis heute die Räder einer alten Wassermühle treiben.

In den sechziger und siebziger Jahren des vorigen Jahrhunderts war dieses schöne Gut der Schauplatz idyllischer ländlicher Geselligkeit und eines geistigen Lebens, das nach allem, was sich davon im Gedächtnis der Jüngeren

erhalten hat, vielleicht den Vergleich mit manchen berühmten Zirkeln Europas nicht zu scheuen brauchte.

Der Mittelpunkt dieses Kreises war die Gutsherrin, Frau Fanny Hörschelmann, geborene Bouchy, die 1866, nach dem Tode ihres Mannes, in den Pachtbesitz des Gutes trat. Von dem ganzen näheren Bekannten- und Freundeskreise wurde sie „Tante Fanny“ genannt und war schon damals eine alte Dame, bewahrte sich aber eine köstliche geistige Frische, bis sie, von vielen verehrt und geliebt, zu Anfang des neuen Jahrhunderts im 99. Lebensjahre sanft entschlief. Ein männlich klarer Verstand vereinte sich bei ihr mit tiefer und vielseitiger Bildung, einem feinen Sinn für geistige Interessen aller Art und echter, frauenhafter Herzengüte. Wenn man noch dazu die seltene Grazie bewundern mußte, die sie im gesellschaftlichen Verkehr auszeichnete, so konnte man sich wohl denken, daß etwa so wie sie die Frauen ausgesehen haben mögen, die im achtzehnten Jahrhundert den Mittelpunkt jener geistreichen Pariser Salons gebildet haben.

In jedem Sommer versammelte sie in ihrem gastfreien Hause einen bedeutenden Kreis von literarisch und musikalisch interessierten Männern und Frauen, und die Jugend, Studenten, junge Mädchen und Kinder, durfte nicht fehlen. Mit ihrer Genehmigung bauten sich noch einige nahe Freunde auf dem Gute an, und es entstand eine kleine Sommerkolonie von eigenartigem Reiz und Charakter. Außer „Tante Fanny“ hatte dieser Kreis aber noch einen Mittelpunkt ganz anderer Art — die schöne alte Mühle am Bach. Dort standen unter hohen Linden und mächtigen Ulmen und Eichen granitene Mühlsteine als Tische und schlichte hölzerne Bänke davor, dort war es auch an den heißesten Sommertagen frisch und kühl, dort versammelte man sich zu ernstern Gesprächen, zu Scherz und Frohsinn, dort saß man abends bei livländischem Met oder deutschem Wein und ließ zum Rauschen des Mühlbachs vortrefflich geschulden Quartett- und Chorgesang erklingen. Mehrere Mitglieder der musikalischen Familie Hörschelmann verfügten über besonders schöne Stimmen, und namentlich der inzwischen auch

schon verstorbene Dr. Ernst Hörschelmann hatte einen lyrischen Tenor von so seltenem Glanz und so edler Weichheit, daß ihn manche berühmte Sänger darum hätten beneiden können.

Es fanden sich dichterisch begabte Menschen in diesem Kreise, der sich in dem kühlen Grunde versammelte, sie besangen in ihren Liedern immer wieder die alte Mühle, die in ihrem sommerlichen Idyll eine so große Rolle spielte, und es wob sich um sie allmählich ein ganzer Kreis von Liedern, Sagen und Märchen. Die „Mühlenlieder“, die hier entstanden, wurden dann auch in mehreren Folgen als Manuskript gedruckt und unter Verwandte und Freunde verteilt. Leider habe ich kein Exemplar dieser interessanten literarischen Seltenheit zur Hand und kann daher nur zur Probe das Gedicht eines hochbegabten und leider sehr jung verstorbenen Verfassers daraus nach dem Gedächtnis mitteilen, das vielleicht in einer Vorahnung seines frühen Todes geschrieben ist.

„Getrieben von dem ew'gen Strom der Zeiten,
Dreht sich die ganze Erde wie ein Mühlenrad.
Darfst du dich wohl als Müllerknappen deuten,

In dieser großen Mühle mit deiner kleinen Tat?
Wie bist du, alter Bursche, weiß bestaubt!
's ist Abend, müh dich nicht, das Mehl von deinem
Haupt,
Das schüttelst du doch heute nicht mehr ab.
Schlaf' wohl, du wack'rer Mühlenknapp'!
Nach bravem Müh'n gibt's stille Ruh' im Grab."

Aber nicht nur die Texte machte man sich selbst, sondern auch die Kompositionen. Das war vor allem die Aufgabe des prächtigen und lebenswürdigen Professors am Petersburger Konservatorium Franz Czerny, der die Lieder für Solo- oder Quartettgesang in Musik setzte und bei der Ausführung mit seinem schönen und kultivierten Bass ebenfalls unentbehrlich war. Wenn er jemanden als besonders unbegabt bezeichnen wollte, so pflegte er zu sagen: „Der Mann ist dumm wie ein Tenor“, bis er selbst den Tenor Hörschelmann zum Schwiegersohn bekam, was zu manchem Scherz Veranlassung gab. Manche der Kompositionen stammten auch von der musikalischen Frau des Dorpater Germanisten und Goethe-Forschers Franz Sintenis. Auch sie war eine höchst

eigenartige Persönlichkeit. Sie mutete an wie eine Gestalt aus einer früheren empfindsamen Zeit, und es ist mir nie wieder ein Mensch von ähnlich leichter und heftiger Erregbarkeit der Seele begegnet.

Natürlich wurde in diesem Kreise auch manch geistreicher musikalischer Scherz getrieben, und lange lebte in der Erinnerung der Teilnehmer beispielsweise eine amüsante musikalische Parodie, die die Mozartsche Arie „Reich mir die Hand, mein Leben“ nach der charakteristischen Weise der verschiedensten Komponisten abwandelte. Da hieß es zum Beispiel mit pathetischer Melodie:

„Doch Meyerbeer
Hätt' nimmermehr
Den Text so einfach komponiert,
Denn in der großen Oper wird
Ja nur dramatisiert.“

Und nun folgte die Arie im Stile Meyerbeers und so fort „mit Grazie ad infinitum.“

Es sei aus dem Kaserner Kreise noch die geistvolle Gestalt Eduard Lössius', weiland

Pastors in Werro, genannt. Lossius war eine idealistische Kämpfernatur, die alles Geistige mit edlem Feuer erfaßte, aber auch die Gabe des Humors und des spitzen und zuweilen derben Witzes war ihm in hohem Grade eigen. Auch er war ein Dichter, und es mag hier von ihm jenes schöne Heimatlied eine Stelle finden, in dem er, zur Zeit schwerer nationaler Bedrückung unter Nikolai I., seine Landsleute zur Wachsamkeit aufrief und der Sehnsucht nach Befreiung von diesem Joche Ausdruck gab. Trotz der poetischen Verschleierung konnte dieses Gedicht wegen der Gefahr der Zeiten nur handschriftlich verbreitet werden, und es ist, meines Wissens, bis heute noch nicht gedruckt worden.

Mein Heimatland am Ostseestrand,
Am blauen Binnenmeere,
Das ohne Ebbe, ohne Flut,
Ohn' Felsgefahr und Felsenhut
Sucht freie Meeressehre,
Was ist der spielenden Wellen Sinn,
Wo wollen deine Wogen hin,
Wenn sie fast schläfrig schäumen?
Sie träumen.

Mein Heimatland am Ostseestrand,
Mit deines Waldes Gründen,
Der ohne Pflege, Hut und Wacht
Sich sehnt nach freier Waldespracht
Und kann sie nimmer finden.
Was tun die mächtigen Wälder da?
Was webet drin so fern und nah,
Lebt's wirklich in den Bäumen?
Sie träumen.

Mein Heimatland am Ostseestrand,
Mit deinen weiten Auen,
Mit deinen Flächen, Höhen, Seen,
Mit Burgruinen im Vergeh'n.
Fast müde anzuschauen —
Was ist der wehenden Winde Spiel,
Was ist der Sonnenstrahlen Ziel
In deinen weiten Räumen?
Sie träumen.

Mein Heimatland am Ostseestrand,
Wie lange wirst du schlafen?
Wer wird die Wogen, Wälder, Au'n,
Die Menschen lebenskräftig schau'n,
Wer wendet unsre Strafen?
Wer führt der harrenden Geister Zug,
Wer rührt den Flügelschlag zum Flug,
Und wer erlöst die Schwachen?
Die Wachen.

Eine Bereicherung erfuhr die Kaseriger Tafelrunde auch durch die eigenartige Persönlichkeit eines Schwiegersohnes von Pastor Lössius, des Ingenieurs Peter v. Goette, der jahrzehntelang im damals in der ersten Entwicklung befindlichen russischen Verkehrswesen eine bedeutende Rolle gespielt und eine Reihe der wichtigsten Eisenbahnen in Rußland gebaut hat. Seine interessante und durch und durch vornehme Natur übte auf alle, die ihn kannten, einen seltenen Zauber aus. Ihm zur Seite stand seine damals junge und blühende Frau, und die entzückenden, blonden Kinder waren ein Schmuck und eine Freude des Kreises.

Aber wie es in einem der „Mühlenlieder“ heißt:

„Doch die Kinder werden schöner,
Werden älter und selbst alt.“

Es vergingen die Jahre und das Kaseriger Idyll fand ein Ende. Inzwischen sind die älteren Mitglieder der Mühlenrunde alle gestorben, und auch die jüngsten sind alt geworden.

Doch haben die Mühlenlieder noch in jüngster Zeit eine pietätvolle Fortsetzung gefunden. Eines der jungen Mädchen, die damals in Kaseritz eine glückliche und reiche Jugendzeit genossen, hat noch vor wenigen Jahren, als gealterte Frau, mit ihrem inzwischen erwachsenen Sohn eine stille Pilgerfahrt zu diesen Stätten köstlicher Erinnerungen unternommen. Während sie beide durch die bewaldeten Hügel um den schönen See wanderten und die Mutter von vergangenen Tagen erzählte, schrieb der Sohn, wie mir berichtet wurde, die Empfindungen nieder, die aus den Worten seiner Mutter hervorklangen. Es war folgendes Gedicht:

„Ich steh gebannt im Lauschen
Hier auf der waldigen Höh:
Vertraute Töne rauschen
Im Kaseritzer See.
Vertraute Bilder steigen
Mir aus des Waldes Schweigen —
Wie ist das Herz mir weh!

Verloren, hin! Seid leise!
Die Jugend ist verblüht.

Wie suchend singt die Weise
Der Wind durch Rohr und Ried.
Bald Abend wird's und düstert.
Still! Durch die Blätter flüstert
Ein leises Heimatlied."